

IZG OnZeit

Onlinezeitschrift des Interdisziplinären Zentrums
für Geschlechterforschung (IZG)

IZGOnZeit Nr. 8 (2019)

BEITRÄGE

**Styling Knowledge. Grenzziehungen und Zugehörigkeiten in den
Berufsbiographien von drei Afro-Hair-Stylistinnen in Deutschland**
Tabea Schroer

**Pendelnde Mütter. Ambivalenzen der Geschlechterordnung und
alltägliche Widersprüche**
Katharina Wojahn

Frauenfußball und Weiblichkeit
Tanja Reißig

**Sportlehrerin werden und Muslima bleiben. Zur Bedeutung
symbolischer Grenzen**
Christa Kleindienst-Cachay

**Zwischen Vorschriften, Anreizen und Rollenbildern:
Gleichstellungsbezogene Handlungsorientierungen und
Handlungsweisen von Professor/-innen**
Ute Klammer

**Männlichkeit als epistemologische Praxis. Wissenspoetologische
Überlegungen zu Francis Bacons *The Masculine Birth of Time***
Marius Reisener

Tagträume einer Angestellten: Lili Grüns *Mädchenhimmel!*
Damaris Türk

Impressum

© 2019 Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung (IZG)
All rights reserved

Redaktion: Dr. Birgitta Wrede & Marijke Box (IZG)
Layout: Anke Kubitzka (IZG)
Design: Grafikdesign Universität Bielefeld

www.izgonzeit.de
www.uni-bielefeld.de/izg
ISSN 2567-2045

Haftungsausschluss (Disclaimer)

Haftung für Inhalte: Die Inhalte dieser Onlinezeitschrift sind mit größter Sorgfalt erstellt. Für die Richtigkeit, Vollständigkeit und Aktualität der Inhalte übernimmt die Redaktion jedoch keine Gewähr. Gem. §§ 5 und 6 Mediendienste-Staatsvertrag und gem. § 8 Teledienstegesetz sind wir für eigene Inhalte auf diesen Seiten nach den allgemeinen Gesetzen verantwortlich. Diensteanbieter sind jedoch nicht verpflichtet, die von ihnen übermittelten oder gespeicherten fremden Informationen zu überwachen oder nach Umständen zu forschen, die auf eine rechtswidrige Tätigkeit hinweisen. Verpflichtungen zur Entfernung oder Sperrung der Nutzung von Informationen nach den allgemeinen Gesetzen bleiben hiervon unberührt. Eine diesbezügliche Haftung ist jedoch erst ab dem Zeitpunkt der Kenntnis einer konkreten Rechtsverletzung möglich. Sollten irgendwelche Rechtsverletzungen zur Kenntnis gelangen, werden wir diese entsprechenden Inhalte umgehend von dieser Webseite entfernen.

Haftung für Links: Diese Webseite enthält Links zu externen Webseiten Dritter, auf deren Inhalte wir keinen Einfluss haben. Deshalb können wir für diese fremden Inhalte auch keine Gewähr übernehmen. Für die Inhalte der verlinkten Seiten ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber der Seiten verantwortlich. Die verlinkten Seiten wurden zum Zeitpunkt der Verlinkung auf mögliche Rechtsverstöße überprüft. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Eine permanente inhaltliche Kontrolle der verlinkten Seiten ist jedoch ohne konkrete Anhaltspunkte einer Rechtsverletzung nicht zumutbar. Sollten irgendwelche Rechtsverletzungen zur Kenntnis gelangen, werden wir die entsprechenden Links umgehend von dieser Webseite entfernen.

Urheberrecht

Die Redaktion dieser Onlinezeitschrift ist bemüht, stets die Urheberrechte anderer zu beachten bzw. auf selbst erstellte sowie lizenzfreie Werke zurückzugreifen. Inhalte und Werke auf diesen Seiten unterliegen dem deutschen Urheberrecht. Beiträge Dritter sind als solche entsprechend gekennzeichnet. Die Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und jede Art der Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtes bedürfen der schriftlichen Zustimmung der Autor_innen bzw. der Redaktion. Downloads und Kopien dieser Seite sind nur für den nicht kommerziellen Gebrauch gestattet.

Datenschutz

Soweit in dieser Onlinezeitschrift personenbezogene Daten (Name, Anschrift oder E-Mail-Adressen) erhoben werden, erfolgt dies auf freiwilliger Basis. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht die Ansicht der Redaktion wieder.

INHALTSVERZEICHNIS

EDITORIAL

Birgitta Wrede & Marijke Box

BEITRÄGE

| | |
|---|----|
| Styling Knowledge. Grenzziehungen und Zugehörigkeiten in den Berufsbiographien von drei Afro-Hair-Stylistinnen in Deutschland Tabea Schroer | 5 |
| Pendelnde Mütter. Ambivalenzen der Geschlechterordnung und alltägliche Widersprüchlichkeiten Katharina Wojahn | 21 |
| Frauenfußball und Weiblichkeit Tanja Reißig | 35 |
| Sportlehrerin werden und Muslima bleiben. Zur Bedeutung symbolischer Grenzen Christa Kleindienst-Cachay | 47 |
| Zwischen Vorschriften, Anreizen und Rollenbildern: Gleichstellungsbezogene Handlungsorientierungen und Handlungsweisen von Professor/-innen Ute Klammer | 57 |
| Männlichkeit als epistemologische Praxis. Wissenspoetologische Überlegungen zu Francis Bacons <i>The Masculine Birth of Time</i> Marius Reisener | 70 |
| Tagträume einer Angestellten. Lili Grüns <i>Mädchenhimmel!</i> Damaris Türk | 86 |

BERICHTE

| | |
|--|-----|
| Arbeitstagung der Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG) 2019 Birgitta Wrede, Ilona Pache, Michèle Amacker, Andrea Ellmeier & Dirk Schulz | 100 |
| Book Reading: <i>Homeland Maternity</i> by Natalie Fixmer-Oraiz Holly Patch | 106 |

| | |
|--|-----|
| Die Dritte Option. Was heißt das jetzt in der Praxis? | |
| John-Nuri Habicht | 108 |
| Frauen im basisdemokratischen Aufbruch in Nordsyrien (Rojava) | |
| Heidmarie Winkel, Lena Reker & Dörthe Höft | 110 |
| Rechtspopulismus und Geschlecht | |
| ZiF-Arbeitsgemeinschaft | 114 |
| „Laufend mit Bällen jonglieren – von denen die Hälfte brennt“. Berufsfelder und -perspektiven der Geschlechterforschung, Gender und Queer Studies | |
| Sebastian Grieser | 116 |
| Personalien | 120 |
| NEUERSCHEINUNGEN | 121 |

Editorial

Liebe Leser_innen,

vor Ihnen liegt eine neue Ausgabe von IZGOnZeit, der Onlinezeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Geschlechterforschung (IZG). IZGOnZeit bietet eine Plattform zur Veröffentlichung wissenschaftlicher Beiträge sowie aktueller Informationen über Aktivitäten und praxisorientierte Entwicklungen im Bereich der Geschlechterforschung. Hier gibt es zudem Raum für Beiträge mit Bezug zur Gleichstellungsarbeit.

Dank der vielen Autor_innen können wir auch dieses Mal wieder aktuelle Beiträge zu unterschiedlichen Fragestellungen der Geschlechterforschung präsentieren. Drei Aufsätze sind auf Grundlage der mit dem Bielefelder Gleichstellungspreis 2018 ausgezeichneten Qualifikationsarbeiten entstanden:

Tabea Schroer analysiert unter dem Titel „Styling Knowledge. Grenzziehungen und Zugehörigkeiten in den Berufsbiographien von drei Afro-Hair-Stylistinnen in Deutschland“ mithilfe von narrativen Interviews den Lebensverlauf von Frauen, die ihre Kenntnisse, verstanden als kulturelles Kapital, in Afro-Hair-Salons anbieten. Dass mit der temporären Abwesenheit von der Familie auch der Ausgang aus beschränkenden Selbstverhältnissen von Frauen, die Kinder haben und pendeln, einhergehen kann, zeigt *Katharina Wojahn*, die zentrale Ergebnisse ihrer Dissertation vorstellt. *Tanja Reißig* beleuchtet die gerade wieder diskutierte Thematik „Frauenfußball und Weiblichkeit“ zwischen Praktiken des queering und der Reproduktion der binären Geschlechterordnung anhand einer Foto-Kampagne, die im Vorfeld der WM 2011 entstanden ist.

Außerdem freuen wir uns über weitere spannende Beiträge aus der Sportwissenschaft, der Soziologie und der Literaturwissenschaft:

Christa Kleindienst-Cachay zeigt in ihrem Beitrag „Sportlehrerin werden und Muslima bleiben. Zur Bedeutung symbolischer Grenzen“ die Boundary-Crossing-Strategien einer muslimischen Sportstudentin, die bei ihrem beruflichen und sozialen Aufstieg immer wieder zwischen verschiedenen Zugehörigkeiten navigieren muss. *Ute Klammer* erläutert die Zwischenergebnisse einer durch das NRW-Wissenschaftsministerium finanzierten qualitativen Studie zu gleichstellungsbezogenen Handlungsorientierungen und Handlungsweisen von Professor_innen. Anhand von Francis Bacons *The Masculine Birth of Time* zeichnet *Marius Reisener* nach, wie die (Re-)Produktion von Männlichkeit zur Funktionsweise des Textes gerät und welche Rolle Männlichkeit als epistemologische Praxis dabei spielt. Inwiefern die Lyrik einer erst in den letzten Jahren wiederentdeckten Autorin der Neuen Sachlichkeit von dem Ringen um ein neues, emanzipiertes Frauenbild handelt, legt *Damaris Türk* unter dem Titel „Tagträume einer Angestellten: Lili Grüns Mädchenhimmel!“ dar.

Weitere Einblicke in das breite Feld der Geschlechterforschung eröffnen die darauf folgenden Rubriken u. a. mit Berichten über wissenschaftliche Veranstaltungen der Universität Bielefeld und

darüber hinaus. Zudem stellen wir Wissenschaftler_innen mit Arbeitsschwerpunkten in der Geschlechterforschung an der Universität Bielefeld und ausgewählte Neuveröffentlichungen vor.

Die Redaktion der IZGOnZeit bedankt sich bei allen Beiträger_innen und wünscht eine anregende Lesezeit. Wir freuen uns auf den persönlichen Austausch im Rahmen der einen oder anderen Veranstaltung des IZG. Informieren Sie sich auf unserer Webseite!

Dr. Birgitta Wrede & Marijke Box
Bielefeld, im Juli 2019

Styling Knowledge. Grenzziehungen und Zugehörigkeiten in den Berufsbiographien von drei Afro-Hair-Stylistinnen in Deutschland

Tabea Schroer

Afro-Hair-Salons wurden bisher unter Schlagworten wie ‚migrantisches Unternehmertum‘ (Babou 2008; Collier 2006; Schmitt 2015) oder ‚ethnisches Unternehmertum‘ (Dos Santos 2000) beforscht. Dabei ist es die Perspektive der Aufnahmegesellschaft, aus der heraus die Inhaber*innen und Beschäftigten als ‚migrantisch‘ definiert werden. Allerdings ist die Migration nur eine von vielen anderen Phasen im Leben. Sie kann zu einer Neuordnung der Konstellationen von Zugehörigkeit und Grenzziehungen führen, zwischen denen die Individuen navigieren müssen und die sich je nach sozialen Räumen unterscheiden (Pfaff-Czarnecka 2012).

Der vorliegende Beitrag fragt nach ebendieser Navigation zwischen verschiedenen Grenzziehungen und Zugehörigkeiten am Beispiel von drei Afro-Hair-Stylistinnen in Deutschland sowie nach den Grenzziehungen und Zugehörigkeiten, die in den Berufsbiographien der Stylistinnen relevant werden. Diese werden aus einer biographischen und zugleich transnationalen Perspektive (Faist 2009) untersucht, wobei ein besonderes Augenmerk auf dem *styling knowledge* liegt, welches als das Styling-Wissen rund um Afro-Haare verstanden wird. Im Sinne Bourdieus (1983) wird dieses Wissen als kulturelles Kapital gefasst. Die Stylistinnen werden zudem als handelnde Akteurinnen begriffen, die ihr kulturelles Kapital im wahrsten Sinne des Wortes *stylen*, es anreichern und formen. Dieses ist besonders anschlussfähig und theoretisch in verschiedensten Nationalstaaten dieser Erde einsetzbar, so eine These der diesem Beitrag zugrundeliegenden Analyse. Es handelt sich dabei um kulturelles Kapital, das oftmals nicht in institutionalisierter Form (z.B. in Zertifikaten) vorliegt. Da die Forschung zu transnationalem Wissen sich bisher meist auf Hochqualifizierte konzentrierte und in diesem Zusammenhang transnationale Klassen und soziale Lagen diskutierte (Weiss 2005; Sklair 2008), bietet der Beitrag eine Ergänzung des aktuellen Forschungsstands, denn die Befragten können nicht als Hochqualifizierte gelten.

Vorab möchte ich ein grundlegendes Dilemma der Soziologie kurz thematisieren: In der qualitativen Forschung kommt den kommunikativen Fähigkeiten der Forscherin eine besondere Rolle zu, sie werden zum zentralen Erhebungs- und Erkenntnisinstrument (Flick 2011: 142). Sie benennt dabei das soziale Phänomen und dessen Akteur*innen und partizipiert dadurch an den Machtverhältnissen, die sie zu untersuchen gedenkt (Collins 2015: 3). Als Reaktion darauf wird der sozialkonstruktivistische Gehalt bestimmter Begrifflichkeiten in diesem Beitrag kenntlich gemacht, etwa durch Anführungszeichen bei ‚weiß‘ und ‚Weißsein‘. Schwarz wird als oft verwendete Selbstbeschreibung großgeschrieben, obwohl es ein Adjektiv ist. Ebenso handelt es sich bei den Begriffen Afro-Salon bzw. Afro-Hair-Salon um Selbstbezeichnungen. Das Dilemma zwischen Reproduktion und Analyse kann

Dieser Beitrag basiert auf meiner Masterarbeit mit fast gleichnamigem Titel, eingereicht am 16.11.2017 bei der Fakultät für Soziologie. Einzelne Textpassagen können daher mit der Masterarbeit identisch sein.

jedoch nicht vollends aufgelöst werden, da weder das produzierte Wissen noch die Methodologien sich außerhalb von Machtkonstellationen befinden (ebd.).

1. Theoretischer Rahmen: Grenzziehungen, multiple Zugehörigkeiten und kulturelles Kapital

Die *sensitizing concepts* bilden Grenzziehungen (Lamont/Molnár 2002), multiple Zugehörigkeiten (Pfaff-Czarnecka 2012) sowie der Umgang mit Kapitalsorten nach Bourdieu (1983). Grenzziehungen im Sinne von Unterscheidungen helfen bei der Bewältigung des Alltags und reduzieren Komplexität: Beruhend auf Grenzziehungen stellen sich Routinepraktiken im zwischenmenschlichen Verhalten ein (Migdal 2004: 9f.). Lamont und Molnár (2002) unterscheiden zwei Formen von Grenzziehung: Symbolische und soziale. Sie definieren symbolische Grenzziehungen als „conceptual distinctions made by social actors to categorize objects, people, practices, and even time and space.“ (ebd.: 168). Symbolische Grenzziehungen können durch normative Verbote (Tabus), kulturelle Einstellungen und Praktiken sowie Muster von Vorlieben und Abneigungen ausgedrückt werden (Lamont et al. 2015: 850). Sie spielen eine wichtige Rolle bei der Entstehung sozialer Ungleichheit und der Ausübung von Macht. Werden diese symbolischen Grenzziehungen zu

„objectified forms of social differences manifested in unequal access to and unequal distribution of resources (material and nonmaterial) and social opportunities“ (Lamont/Molnár 2002: 168),

wird von sozialen Grenzziehungen gesprochen. Diese Definition stellt sich einer Existenz prä-definierter Gruppen mit klaren Grenzen entgegen und ersetzt sie durch eine prozesshafte und konstruktivistische Perspektive (Wimmer 2008). Dabei sind es die sozialen Akteur*innen, die Grenzziehungen erst schaffen und verschieben, überschreiten oder verwischen können (Zolberg/Litt Woon 1999), was auch als *boundary-making* oder *boundary-work* (Wimmer 2008) bezeichnet wird. Boundary-making und das Gefühl des Andersseins hängen dabei eng zusammen mit dem Gefühl der Zugehörigkeit² als „eine[r] emotionsgeladene[n] soziale[n] Verortung“ (Pfaff-Czarnecka 2012: 12). Es handelt sich um die zwei Seiten einer Medaille (Pfaff-Czarnecka 2013: 28). Dieses Gefühl sei mehr mit Exklusions- als mit Inklusionserfahrungen verbunden (Pfaff-Czarnecka 2012).

Menschen sind heutzutage in eine Vielfalt von Zugehörigkeiten eingebunden, ihre Zugehörigkeiten sind multipel (ebd.). Dies macht eine persönliche „Navigation zwischen unterschiedlichen Zugehörigkeiten“ (ebd.: 48) notwendig. Die ihren Lebensweg gestaltende Persönlichkeit „navigiert mehr oder weniger bewusst zwischen verschiedenen sozialen Welten“ (ebd.: 49), die je eigene soziale Codes haben und sich nur mehr oder minder gut miteinander verbinden lassen (ebd.: 55). Soziale Navigation hängt von den Machtkonfigurationen ab, die die Umwelten konstituieren, in

² Zugehörigkeit definiert Pfaff-Czarnecka (2012) anhand dreier Dimensionen: Erstens, der Dimension der Gemeinsamkeit als der „Wahrnehmung des Teilens“ (ebd.: 21), etwa von Wissensvorräten, die oft implizit vorausgesetzt werden, von Erfahrungen, Sprache oder Religion. Sie unterscheidet zwischen einer „Selbstverständlichkeit der gemeinsamen Praktiken“ (ebd.) sowie „der durch soziale Grenzziehungen entstehenden Wahrnehmung eines in sozialen Hierarchien verorteten ‚Wir‘“ (ebd.). Einverständnis über bestimmte Regeln, die in einer sozialen Welt gelten, bildet die Grundlage für die zweite Dimension: Die Gegenseitigkeit, d.h. reziproke Verhaltenserwartungen, „die in der Bereitschaft resultieren, kollektive Güter zu schaffen“ (ebd.: 31). Die dritte Dimension der Zugehörigkeit nimmt die Bindungen in den Blick, die zwischen materiellen Objekten und Menschen bestehen und ebenfalls Zugehörigkeit verschaffen können (ebd.: 34ff.).

denen Individuen sich – abhängig von ihrer Kapitalausstattung und ihrer Position im sozialen Raum – bewegen (Vigh 2009: 433). In Anlehnung an Vigh (2009) versteht auch Pfaff-Czarnecka biographische Navigation als

prozesshaften Charakter eines individuellen Lebensverlaufs, in dem spezifische Statuspassagen (Geburt, Einschulung, Bildungsabschluss, Eintritt ins Berufsleben) zwar vorgegeben sind, aber stets je nach Zusammengehörigkeitsraum personen- und kontextspezifisch besonders verlaufen. (Pfaff-Czarnecka 2012: 57).

Wissen – ob implizit oder durch Zertifikate formalisiert – wird beim Übertritt in eine soziale Welt neu bewertet. Dafür sei es wichtig, zwischen den Grenzziehungen der verschiedenen sozialen Räume navigieren zu können. In Anlehnung an Bourdieu (1982, 1983: 185) wird dieses Wissen für den vorliegenden Beitrag als kulturelles Kapital gefasst, das neben sozialem und ökonomischem Kapital eine von drei Kapitalsorten bildet.³ Es kann in drei Erscheinungsformen auftreten: Als inkorporiertes, objektiviertes und institutionalisiertes kulturelles Kapital. In inkorporierter Form handelt es sich dabei um kulturelle Fertig- und Fähigkeiten, die während der Sozialisation, beispielsweise also in der Schule oder im Elternhaus, erlernt werden (ebd.: 188). Diese Fähigkeiten sind inkorporiert, also verinnerlicht und damit grundsätzlich körpergebunden (ebd.). In seiner objektivierten Form kann kulturelles Kapital in Form von Schriften, Gemälden oder Instrumenten auftreten (ebd.). Als institutionalisiertes kulturelles Kapital bezeichnet Bourdieu schließlich Bildungszertifikate oder Titel, die der*in Inhaber*in „kulturelle Kompetenz“ (ebd.: 190) bescheinigen. Die vorliegende Arbeit nimmt eben diese Navigation zwischen verschiedenen Zugehörigkeiten in den Blick. Ein besonderes Augenmerk liegt dabei auf der Konvertierbarkeit verschiedener Kapitalsorten im Kontext von Grenzziehungen und Zugehörigkeiten.

2. Stand der Forschung: Afro-Hair-Salons als Lebenswelten und Unternehmen

Der Forschungsstand lässt sich in zwei thematische Richtungen differenzieren: Einerseits werden Afro-Hair-Salons als Lebenswelten und Orte sozialen Austauschs gefasst, andererseits fokussiert die Forschung Unternehmer*innen. Der Großteil der Literatur zu Afro-Hair-Salons befasst sich mit afroamerikanischen Hair-Salons in den USA, Themen sind u.a. die Nutzung von Sprache und Aufrechterhaltung von Identität in der Interaktion zwischen migrantischen Angestellten und afroamerikanischen Klient*innen (Collier 2006), die Funktion des Salons als kultureller Raum innerhalb der Schwarzen „community“ (Alexander 2003) und die Konstruktion des Status als Expert*in mittels des Einsatzes von Sprache (Jacobs-Huey 2006). Harvey (2005) interviewte elf Schwarze Frauen der *working class* in den USA, um die Rolle der Intersektion von *race*, *class* und *gender* in der unternehmerischen Tätigkeit ihrer Befragten zu untersuchen. Sie konnte zeigen, dass bei der Gründung von Afro-Hair-Salons geschlechtsspezifische Motivationen eine Rolle spielen, wie bspw. eine leichtere Vereinbarkeit von Familie und Beruf (ebd.: 795). Außerdem wüssten die

3 Hinzu kommt das symbolische Kapital, dem eine gesonderte Bedeutung beigemessen wird, da jede der drei genannten Kapitalsorten auch in symbolischer Form bestehen kann.

Stylistinnen um die Diskriminierung ihrer Kund*innen, sodass sie die nötige Sensibilität im Umgang mit ihnen entwickelten (ebd.).

Für andere Kontexte als den US-amerikanischen existiert bislang wenig Literatur zu Afro-Hair-Salons: Basierend auf drei Fallstudien in Bogotá, Kolumbien, arbeitet Arango Gaviria (2011) heraus, wie Stylist*innen ihre Identitäten als solche konstruieren, indem sie ein künstlerisches Ideal kreieren und verfolgen. Dos Santos (2000) zeigt am Beispiel ‚ethnischer‘ Schönheitssalons in São Paulo, Brasilien, wie dort Bilder von ‚Blacks‘ konstruiert werden, die dominante ‚westliche‘ Repräsentationen konterkarieren.

Für die Bundesrepublik Deutschland sind vor allem die Arbeiten von Schmitt hervorzuheben (Schmitt 2012, 2015, 2017; Hollstein/Schmitt 2013), in denen sie sich mit Unternehmer*innen von Afro-Hair-Salons beschäftigt. Schmitt (2012) betont einerseits die Funktion des Afro-Hair-Salons als sozialem Austauschort für Migrant*innen, die Unterstützungsnetzwerke rund um diese Salons aufbauten. Andererseits arbeitet sie die Bewältigungsstrategien der Inhaber*innen im Umgang mit sozialer Exklusion in Deutschland heraus (Schmitt 2015). Thematisiert werden außerdem die ‚Haarbiographien‘ Schwarzer Frauen von Kilomba (2008), de Barros (2016) und Schmitt (2017), wobei u.a. deren Rassismuserfahrungen anhand ihrer „Haarbiographien“ (ebd.) beleuchtet werden. Mit dem Wissen von Stylistinnen beschäftigten sich bisher nur Hollstein/Schmitt (2013): Am Beispiel einer Afro-Hair-Stylistin und eines Wanderarbeiters arbeiten sie heraus, wie diese sich Wissen in mehreren Nationalstaaten aneignen und so ein transnationales Wissen schaffen, das sie wiederum verschiedentlich lokal verwenden können.

Der Beitrag schließt an diese Arbeiten an und erweitert zugleich den Horizont durch die biographische Perspektive, die multiple Zugehörigkeiten nicht nur für die Zeit in Deutschland und den Prozess der Unternehmensgründung untersucht, sondern auch für die Zeit davor. Dabei wird den Beforschten die *agency* zugesprochen. Ihr kulturelles Kapital wird zudem als transnational einsetzbar verstanden, was bislang vor allem für hochqualifizierte Migrant*innen beforscht und konstatiert wird (Weiss 2005), da sie über global gefragtes und (z.B. durch Zertifikate) transnational einsetzbares kulturelles Kapital verfügen.

3. Methodisches Vorgehen

Für die qualitative Datenerhebung wurden verschiedene Forschungsmethoden kombiniert: Das narrative Interview (Schütze 2016), teilnehmende Beobachtungen in den Salons sowie zahlreiche Feldnotizen, z.B. zur Kontaktaufnahme mit Interviewpartner*innen oder dem Verlauf der Interviews. In Abstimmung auf das Forschungsinteresse zielte die Erzählaufforderung (Rosenthal/Loch 2002) auf den beruflichen Werdegang ab:

Ich möchte Sie bitten, mir zu erzählen, wie es dazu kam, dass Sie hier in Deutschland als Stylistin arbeiten und welche Erfahrungen Sie dabei gemacht haben. Fangen Sie dort an zu erzählen, wo die Geschichte Ihrer Meinung nach beginnt, und erzählen Sie, bis Sie in der Gegenwart angekommen sind.

Die Interviews fanden auf Deutsch und Englisch statt, wobei die Wahl der Interviewsprache den Befragten überlassen wurde. Bei der Suche nach neuen Interviewpartner*innen orientierte ich mich am theoretischen Sampling im Sinne der *Grounded Theory Methodology* (GTM) als Forschungsprogramm (Strauss/Corbin 1996). Konkret ging es dabei um eine Kontrastierung der Formalisierungsgrade des Styling-Wissens: So hat eine der beiden Saloninhaberinnen eine Prüfung bei der Handwerkskammer absolviert, um eine sog. Ausnahmeregelung zu erhalten. Die zweite Saloninhaberin verfügt über keine offizielle Genehmigung, aber eine Frisörinnenausbildung, während die dritte Befragte als *mobile Stylistin* ohne eigenen Salon und Zertifikate arbeitet.

Die Daten aus Beobachtung und Interviews wurden mit Hilfe der drei Kodierschritte des offenen, axialen und selektiven Kodierens nach Strauss/Corbin (1996) analysiert. Der erste Schritt des offenen Kodierens wurde allerdings durch das integrative Basisverfahren (Kruse 2014) konkretisiert, da der Schritt des offenen Kodierens in der GTM als zu unscharf bewertet wurde. Im Zentrum steht schließlich eine Kernkategorie, die alle anderen Kategorien zu einer *Grounded Theory* integriert (ebd.). Für den vorliegenden Beitrag wurde die Kernkategorie *Zugehörigkeit kapitalisieren* herausgearbeitet.

Der Feldzugang wurde durch eine Kombination verschiedener Verfahren (ebd.: 253) geschaffen: Letztlich ergab sich über jeden der Feldzugänge (Initiativbesuche der Salons, Anfrage per E-Mail, Schneeballverfahren) je ein Interview. Während meiner Aufenthalte in den Salons changierte meine Rolle immerzu zwischen der der Teilnehmerin und der der Beobachterin. Meistens beobachtete ich das Geschehen, an einigen Stellen wurde diese Beobachterinnenrolle durch die anderen Anwesenden aufgelöst, z.B. durch Sarah Lukodas Anweisung, ich solle einen Zopf zu Ende flechten, den sie begonnen hatte. In solchen Momenten war ich mehr Teilnehmerin als Beobachterin. Dies wurde erst durch eine Einladung der Anwesenden möglich.

4. Vorstellung der drei Interviewten

Im Sinne der Nachvollziehbarkeit qualitativer Forschung stelle ich die Biographien der interviewten Frauen⁴ im Folgenden kurz vor, bevor ich auf die Analyseergebnisse der vorliegenden Studie eingehe.

Chantal Jakande

Chantal Jakande ist eine 39-jährige Unternehmerin, die einen Afro-Frisörsalon in einer deutschen Millionenstadt führt. Sie wurde in Yaoundé in Kamerun geboren, ihre Mutter hatte ein Lebensmittelgeschäft, während ihr Vater in der Druckerei einer Universität angestellt war. Sie hat zwei Geschwister, die in Yaoundé leben, ihre Familie verortet sie als Mittelklassefamilie. Im Jahr 2010 kam ihr Sohn zur Welt, zum Interviewzeitpunkt ist sie alleinerziehend.

In ihrer Erzählung wird deutlich, dass Entscheidungen ihre berufliche Zukunft betreffend zunächst von ihren Eltern bzw. vor allem von ihrer Mutter getroffen wurden. So kam es dazu, dass sie nach dem Abitur ein Medizinstudium im Niger begann. Dies brach sie allerdings aufgrund der politisch

4 Für die Fallporträts wurden Personen und Orte anonymisiert, bei den Namen handelt es sich um Pseudonyme.

instabilen Lage ab und kehrte nach Kamerun zurück. Ihre Mutter entschied, dass sie in Deutschland studieren sollte, weshalb Frau Jakande fortan einen Deutschkurs besuchte, um das nötige Sprachzertifikat für das Studium zu erhalten. Die freien Nachmittage nutzte sie, um ihrer Bewunderung für Flechtfrisuren nachzugehen und begann hobbymäßig damit, Haare in einem Salon in Yaoundé zu flechten. Dieses Styling-Wissen erlernte sie dort zum ersten Mal in ihrem Leben. Eingehend erzählt sie, wie ihre Ausübung dieser Tätigkeit Verwunderung bei Familie und Bekannten auslöste, da sie nicht zu ihrem Bildungsstatus zu passen schien.

2004 kam sie nach Deutschland und begann ein Maschinenbaustudium. In diesem sehr „männlichen Bereich“ (Interview mit Chantal Jakande, Z. 317), habe sie sich unwohl gefühlt. Dann verlor sie kurz nacheinander beide Elternteile und es begann eine Phase der finanziellen Unsicherheit. Seit ihrer Ankunft in Deutschland verdiente sie sich durch Flechtfrisuren etwas dazu und arbeitete inoffiziell in verschiedenen Afro-Shops als Aushilfe. Dies intensivierte sich mit dem Tod der Eltern, da sie zunehmend auf sich gestellt war. 2010 wurde ihr Sohn geboren. Zum damaligen Zeitpunkt war sie bereits alleinerziehend und organisierte die Kinderbetreuung über eine Babysitterin, die ihr jedoch nicht zuverlässig genug war.

Die Entscheidung für die Selbständigkeit mit einem eigenen Salon im Jahr 2014 habe sie daher auch für ihren Sohn getroffen, sagt sie. Zur Eröffnung legte sie bei der zuständigen Handwerkskammer die für eine Ausnahmegewilligung notwendige Prüfung ab. Anfangs nahm sie ihren Sohn mit in den Salon, nach einem Jahr entschied sie sich jedoch dazu, ihn an einem Internat unterrichten und betreuen zu lassen. Frau Jakandes Salon ist von Montag bis Samstag von 10 bis 20 Uhr geöffnet, allerdings macht sie häufig Überstunden. Sie hat keine festen Mitarbeiter*innen, nimmt aber Praktikant*innen auf. Mehrsprachigkeit gehört zu ihrem Berufsalltag, in dem sie regelmäßig auf Deutsch, Französisch und Englisch interagiert.

Khady Samoura

Khady Samoura ist die 33-jährige Inhaberin eines Afro-Shops in einer mittelgroßen Stadt in Deutschland. Sie wurde im Senegal geboren und wuchs dort auf, bis sie als 12-Jährige im Jahr 1996 durch eine Familienzusammenführung nach Deutschland kam. Ihre Eltern lebten damals bereits in Deutschland und führten einen Afro-Shop in der Stadt, in der Frau Samoura auch heute lebt. Ihre Mutter bot zudem regelmäßig Flechtfrisuren auf Jahrmärkten an. Khady Samoura ist verheiratet und hat zwei kleine Kinder im Kindergartenalter.

Sie ordnet ihre Familie im Senegal als Mittelklassefamilie ein. Schon als Kind lernte sie dort das Flechten von der Putzfrau, die ihre Familie angestellt hatte. In Deutschland besuchte Frau Samoura eine Hauptschule und machte dort ihren Schulabschluss. Sie begann in einer Montagefirma, nach mehrfacher sexueller Belästigung kündigte sie allerdings und machte ihren Realschulabschluss. Sie entschied sich dann für eine Ausbildung als Frisörin, um später einmal ‚afrikanische‘ Flechtfrisuren anbieten zu können. Da sie das dafür nötige Wissen in der Ausbildung jedoch nicht erlernte, ging sie anschließend für je drei Monate nach Paris in Frankreich und Dakar im Senegal, um weitere Flechttechniken in dortigen Salons zu erlernen. Währenddessen wohnte sie bei Verwandten.

Nach ihrer Rückkehr verdiente Frau Samoura sich ein „Taschengeld“, wie sie es nennt, dazu, indem sie auf Jahrmärkten Zöpfe flocht und ihre Dienstleistung in einem Piercingladen einer Freundin anbot. Nachdem sie ihre Tätigkeit dort aufgab, bekam sie kurz hintereinander ihre beiden Kinder, um die sie sich fortan kümmerte. Nach drei Jahren fasste sie den Entschluss zur Selbständigkeit und fand zusammen mit ihrem Ehemann einen Laden, in dem sie heute ihren Afro-Shop betreibt. Dort beschäftigt sie eine Mitarbeiterin, die sich um den Verkauf der Produkte und den Empfang kümmert, während sie als Stylistin arbeitet. Auch in diesem Salon ist Mehrsprachigkeit Teil des Alltags: Deutsch, Französisch und Englisch sowie Arabisch werden dort gesprochen.

Sarah Lukoda

Sarah Lukoda ist eine 32-jährige Uganderin, die zum Interviewzeitpunkt in einer deutschen Großstadt einen Freiwilligendienst in einer Schule macht. Ihr Vater arbeitete als Berufssoldat, während ihre Mutter sich um die Kinder kümmerte. Sie ist die Dritttälteste von zwölf Geschwistern.

Das Flechten lernte sie bereits als Kind von ihren Tanten und bezeichnet es mehrfach als „family talent“, das von den meisten weiblichen Familienmitgliedern (Tanten, Schwestern, Nichten) ausgeübt werde und, so ihre Auffassung, ihnen in den Genen liege. Bereits während ihrer Schulzeit verdiente sie sich ein Taschengeld dazu, indem sie anderen Kindern die Haare flocht. Nach dem Abitur in Uganda studierte sie dort Soziale Arbeit und finanzierte sich ihren Lebensunterhalt mit Hilfe des Hairstylings, während ihr Vater die Studiengebühren bezahlte. Sie bezeichnet sich selbst als *mobilen Salon*, da sie, damals wie heute, zu ihren Kund*innen nach Hause fahre.

Nach ihrem Bachelorabschluss fand sie keine Festanstellung und ging daher verschiedenen Gelegenheitsjobs nach, u.a. als Reiseführerin und Hair-Stylistin. Währenddessen stellten Menschen in ihrem Umfeld den Nutzen ihres Studiums in Frage und rieten ihr dazu, einen Afro-Hair-Salon für Kinder zu eröffnen. Sarah Lukoda hatte allerdings nicht die Ambition, diese Tätigkeit weiter zu professionalisieren, wie sie im Interview mehrfach ausführt.

Aus der beruflichen Situation in Uganda heraus entwickelte sie die Idee, für einen Master nach Deutschland zu kommen, da sie bereits in der Schule etwas Deutsch gelernt hatte. Ihr Visumsantrag wurde allerdings abgelehnt, so kam sie auf die Idee des Freiwilligendienstes. Als Nebenverdienst flechtet sie auch in Deutschland Haare. Frau Lukoda arbeitet schon seit ihrer Kindheit als Stylistin und finanzierte darüber zeitweise ihren Lebensunterhalt, dennoch distanziert sie sich vom Styling als professionelle Tätigkeit und bezeichnet es als „Hobby“. Zum Interviewzeitpunkt kann sie sich vorstellen, nach dem Freiwilligendienst in Deutschland zu bleiben und hier eine Familie zu gründen.

5. Ergebnisse

Im Folgenden gehe ich auf zwei zentrale Ergebnisse meiner Studie ein: Erstens, die Neuordnung von Grenzziehungen, die sich für die Befragten mit der Migration ergibt. Zweitens, ihren Umgang mit denselben durch Schaffung eines Zugehörigkeitsraumes in Form des Afro-Hair-Salons sowie die Kernkategorie *Zugehörigkeit kapitalisieren*, die alle anderen Konzepte integriert.

Familie und sozialer Aufstieg

Wie bereits aus den Porträts der Interviewten deutlich wurde, ist für den Zeitpunkt vor der Migration nach Deutschland festzuhalten, dass es keineswegs der Plan aller Befragten war, als Afro-Hair-Stylistinnen zu arbeiten. Stattdessen zeigen Khady Samoura und Chantal Jakande, dass die Migrationsentscheidung der Frauen eine familiäre war. Chantal Jakande und Sarah Lukoda verknüpften mit der Migration nach Deutschland eine Hoffnung auf ein Studium und, im Vergleich zu ihrer Situation im Herkunftsland, einen sozialen Aufstieg. Alle drei Befragten beschreiben, dass der Beruf der Afro-Hair-Stylistin in ihren Herkunftsländern kein besonders angesehener ist. Obwohl Chantal Jakande das Haareflechten bewunderte, schien der Beruf der Stylistin ihrer sozialen Position nicht angemessen zu sein, weshalb sie ihn zunächst nicht ergreifen wollte. Die Migration nach Deutschland verändert allerdings die Konstellationen von Grenzziehungen und Zugehörigkeiten für die Befragten. Im Folgenden lege ich diese Grenzziehungen aus Darstellungsgründen getrennt dar, obwohl sie eigentlich zusammen zu denken sind (Becker-Schmidt 2007).

Frausein

Unter die Dimension des Frauseins in Deutschland fällt beispielsweise das Gefühl von Befremdung im sehr „männlichen Bereich“ (Interview mit Chantal Jakande, Z. 317) des Maschinenbaustudiums, das sprachlich am Geschlecht festgemacht wird. Zudem zeigen sich im Material verschiedene Momente, in denen die Befragten Erfahrungen von Sexualisierung beschreiben, die sich aus der besonderen Situation als Frauen of Colour ergeben. Nach ihrem Hauptschulabschluss arbeitet Khady Samoura beispielsweise in einer Montagefirma, wo sie von ihrem Vorgesetzten sexuell belästigt wird. Dies gibt sie als Grund für ihre Kündigung und die Entscheidung zur Ausbildung als Frisörin an. Über Erfahrungen der Sexualisierung am Arbeitsplatz berichtet auch Chantal Jakande, wie dieser Auszug aus einem Beobachtungsprotokoll verdeutlicht:

Das Telefon klingelt, Chantal geht dran. Sie sagt ihren Namen und dann bleibt sie lange still. Dann hält sie es Victoria [ihrer Praktikantin, Anm .d. Verf.] hin, damit sie auch hören kann. „Der sagt ‚ich bin geil‘. Das ist jetzt schon der dritte Anruf“, sagt Chantal in den Salon hinein. Sie bekomme oft solche Anrufe, erzählt sie dann, die Männer fragten, ob sie verheiratet sei und sagten, dass sie treu und gut seien. Ihr mache das allerdings eher Angst, denn sie wüssten ja auch, wo ihr Laden sei. Wenn es abends spät werde, nehme sie daher oft ein Taxi bis vor die Haustür, sagt sie. (Beobachtungsprotokoll Chantal Jakande)

Die Erfahrungen der Sexualisierung beeinflussen das Verhalten der Interviewten: Khady Samoura beginnt ihre Ausbildung und entscheidet so, den sozialen Raum zu verlassen, in dem ihr dies widerfährt. Chantal Jakande nimmt abends lieber ein Taxi. Die Erfahrung als Frau in einem bestimmten Beruf oder Studienfach löst bei den Befragten ein Gefühl des Unwohlseins, des *Nicht-dazu-Gehörens* aus. Dies wird verstärkt, wenn die Befragten Kinder bekommen.

Muttersein

Das Muttersein bzw. die Vereinbarung von Berufstätigkeit und Mutterrolle stellen eine weitere Dimension dar, die zu Grenzziehungserfahrungen führen kann. Chantal Jakande berichtet von

„Problemen“ mit der Betreuung ihres Sohnes, die der Salon durch seine flexible Tagesgestaltung gelöst habe:

Mit meinem Kind hatte ich immer Probleme mit Betreuung. Ich sage ‚ja, wenn ich jetzt arbeiten soll, acht Stunden Arbeit am Tag, wie schaff ich mit ihm? Wer muss ihm abholen, ich bin alleinerziehend.‘ Ich sage ‚ja, ein Laden für mich war eine Lösung‘. Kombination für Kind und Arbeit. Ich kann jeden Tag zumachen, mein Kind abholen, niemand kommt und sagt ‚warum hast du den Laden zugemacht?‘ Ja, und mein Kind darf auch mit MIR da im Laden sein. Dann das war für mich eine beste Lösung für eine alleinerziehende Mama. (Interview mit Chantal Jakande, Z. 425-435)

Ähnliches berichtet Khady Samoura, die sich – wie Chantal Jakande – mit dem Salon einen Arbeitsraum schafft, in dem Kinder willkommen sind und *dazu gehören*.

Migrantinsein

Eine weitere Dimension bzw. Grenzziehung, die die Räume und den Kapitaleinsatz der Interviewten beeinflusst, ist ihr Status als Migrantin in Deutschland. Über die Visavergabe wird ihr Zugang zum Nationalstaat Deutschland reglementiert. Sarah Lukoda bewirbt sich beispielsweise um einen Masterstudienplatz und ein Stipendium des DAAD, beides bekommt sie nicht. Erst daraufhin entscheidet sie sich für einen Freiwilligendienst, für den sie schließlich ein einjähriges Visum bekommt.

Chantal Jakande schafft den Zugang über ein Studierendenvisum, das daran gebunden ist, dass sie sich bzw. ihre Familie in Deutschland finanziell versorgen kann. Ihr eigentlicher Studienwunsch Chemie scheitert an den sprachlichen Vorgaben: Im Deuschtest schafft sie die erste Stufe, während die dritte Stufe für ein Chemiestudium notwendig gewesen wäre. Sie beginnt schließlich ein Maschinenbaustudium, das ihr allerdings nicht zusagt. Neben der bereits beschriebenen Befremdungserfahrung im Studium und mangelndem Interesse sei die Hauptbelastung das parallele Studieren und Arbeiten gewesen. Derartige Probleme hat Khady Samoura nicht. Sie kommt durch eine Familienzusammenführung als Jugendliche nach Deutschland und geht zunächst auf eine Haupt-, dann auf eine Realschule. Es ist denkbar, dass der Status der Migrantin für sie die Einstufung in eine bestimmte Schulform bedeutete, begründet z.B. durch die Einstufung ihrer Deutschkenntnisse.

‚Race‘ & Strukturierung des Frisörgeschäfts

Verschiedentlich findet sich eine Erfahrung des Otherings im Datenmaterial, die sich an Haaren als Marker manifestiert und in ‚weißen‘ Frisörsalons⁵ stattfindet. Othering meint zunächst Praktiken der „VerAnderung“ (Reuter 2011: 24), also das aktive Machen des *Anderen* – dieser wird nicht einfach als *Fremder* (im Unterschied zum *Eigenen*) angetroffen, sondern zu eben diesem *Anderen* gemacht. Maria, eine afrodeutsche Kundin im Salon Chantal Jakandes, berichtet davon, dass sie mit ihren Afro-Haaren für eine Hochsteckfrisur zur Hochzeit in einem ‚weißen‘ Frisörsalon auf Ablehnung gestoßen

5 ‚Weiße‘ Frisörsalons meinen Frisörsalons, die eine als ‚weiß‘ normierte Kundschaft mit glatten bis lockigen Haaren (aber nicht Afro-Haaren) ansprechen möchten. Die Interviewpartnerinnen bezeichnen diese als ‚deutsche‘ Salons. Da ich die Setzung von ‚Weißsein‘ als Norm für konstitutiv bei der Gestaltung des Angebots dieser Salons halte, weiche ich in diesem Punkt von der im Feld verwendeten Sprache ab.

sei, während ein türkischer Frisör sie in seinem Salon bediente. Aus ihrer Familie berichtet die Kundin Folgendes:

Marias Mutter sei ‚Weiße‘ und deshalb immer mit ihr in Afro-Salons gegangen, weil sie „mit unseren Haaren nicht klar kam“. Leider habe sie selbst nie gelernt, afrikanische Haare zu flechten. Sie könne zwar kochen, Fufu und so weiter, aber flechten könne sie nicht. Chantal stimmt zu, dass es meistens ‚weiße‘ Mütter seien, die mit ihren Kindern kämen, weil sie mit den Haaren Probleme hätten. (Beobachtungsprotokoll Chantal Jakande)

Die Formulierung von Afro-Haaren als „Problem“ findet sich wiederholt in mehreren Datenstücken und Interviewausschnitten. Anhand der Haare erlebt Maria sich schon als Kind als *anders* – ihre Mutter macht sie zur *Anderen*, indem sie ihre Haare problematisiert und die Lösung in Afro-Salons sucht. Ähnliches berichtet Sarah Lukoda, die oftmals Kindern die Haare flechtet, deren Mütter ‚Weiße‘ sind. Ihre Dienstleistungen werden dann notwendig, wenn das inkorporierte Wissen über Flechttechniken fehlt. Die Stylistinnen bedienen demnach Personen, die von Ausgrenzungserfahrungen in ‚weißen‘ Frisörsalons berichten, welche sich wiederum an Haaren festmachen.

Mit Lamont/Molnár (2002) formuliert, besteht hier eine soziale Grenzziehung anhand von Haaren, die in ‚europäische‘ Haare und ‚Afro-Haare‘ klassifiziert werden. Diese Unterscheidung ist mit sozialen Folgen für die Akteurinnen verbunden: Sie werden als Kundinnen aus bestimmten Frisörsalons ausgeschlossen. Zugleich differenziert sich das Frisörgeschäft nach *race* in ‚weiße‘ Salons und Afro-Hair-Salons. Die hier betrachteten Frauen entdecken durch geteilte Grenzziehungserfahrungen anhand von Haaren und den Austausch darüber im Afro-Hair-Salon ihre Gemeinsamkeit als eine der drei Dimensionen von Zugehörigkeit (Pfaff-Czarnecka 2012: 21). Sie nehmen wahr, dass sie bestimmte Grenzziehungserfahrungen teilen und entdecken dadurch ein „in sozialen Hierarchien verortete[s] ‚Wir‘“ (ebd.). Dieses ‚Wir‘ beinhaltet die Kundinnen der Salons sowie die Stylistinnen und beruht auf ihren Erfahrungen als Frauen of Colour in einer Gesellschaft, in der ‚Weißsein‘ als Norm gesetzt wird. Diese auf einer sozialen Grenzziehung beruhende Hierarchie entdecken die Stylistinnen ökonomisch gedacht als Bedarf.

Zugehörigkeit schaffen über Afro-Hair-Styling

Gewissermaßen als Reaktion auf die sich stellenden Schwierigkeiten aufgrund verschiedener Grenzziehungen (Frausein of Colour, Muttersein, Migrantinsein) schaffen die Akteurinnen sich einen sozialen Raum, der alle diese Schwierigkeiten zu lösen scheint: den Afro-Hair-Salon. Dabei scheint es irrelevant, ob dieser eine permanente physische Entsprechung im Sinne eines fixen Salons hat oder als *mobiler Salon* temporär besteht, wie Sarah Lukoda es von sich und ihrer unternehmerischen Tätigkeit sagt. Es geht darum, dass durch die Praxis in diesem Salon Zugehörigkeit geschaffen wird und dass die Umstände so geschaffen sind, dass dort die Mehrfachzugehörigkeit der Interviewten als Schwarze Frauen, arbeitende Mütter und Migrantinnen inklusive der Mehrsprachigkeit gelebt werden kann, ohne dass sie ausgegrenzt werden (abgesehen von Telefonanrufen wie dem zuvor beschriebenen). Ihre Kinder können in den Salons anwesend sein, daher lösen die Salons das Problem der Vereinbarkeit von Beruf und Kinderbetreuung. Doch auch mit den anderen Stylistinnen

und Kundinnen teilen sie Grenzziehungserfahrungen als Schwarze Frauen in Deutschland, die in diesem Raum nicht ausschließend wirken, sondern vergemeinschaftend.

Zugehörigkeit kapitalisieren

Ausgehend von der Frage nach der Navigation zwischen Grenzziehungen und Zugehörigkeiten in den Berufsbiographien der drei Afro-Hair-Stylistinnen, formuliere ich letztlich die Kernkategorie der *Kapitalisierung von Zugehörigkeit*. Kapitalisierung ist dabei mit Referenz auf Bourdieu (1982) zu verstehen als eine Nutzbarmachung von Zugehörigkeit als soziales Kapital für andere Kapitalsorten. Um also kulturelles, ökonomisches und symbolisches Kapital einsetzen zu können, nutzen die Stylistinnen ihre Zugehörigkeit zu verschiedenen Kollektiven als soziales Kapital, so das Argument. Dabei muss Zugehörigkeit immer wieder (re-)produziert werden – zwar wird sie von den Mitgliedern als selbstverständlich wahrgenommen, die Nutzbarmachung des sozialen Kapitals, das aus der Zugehörigkeit resultiert, ist allerdings keineswegs selbstverständlich. Dazu werden verschiedene Strategien der boundary-work sowie der Darstellung von Zugehörigkeit eingesetzt, wie im Folgenden ausgeführt wird.

Zuvor soll allerdings noch einmal die hier verwendete Definition von Zugehörigkeit ins Gedächtnis gerufen werden: Diese ist zunächst zu verstehen als „eine emotionsgeladene soziale Verortung“ (Pfaff-Czarnecka 2012: 12), die auf wahrgenommener und performierter Gemeinsamkeit, sozialen Beziehungen der Gegenseitigkeit und materiellen sowie immateriellen Anbindungen beruht. Mit Referenz auf Bourdieu meint Zugehörigkeit außerdem den Zugang zu sozialem Kapital (Bourdieu 1980) – aufgrund seiner Zugehörigkeit zu einer Gruppe dienen dem Menschen seine sozialen Beziehungen als Sicherheit und Ressource.

In Anlehnung daran ist Zugehörigkeit zwar für die sozialen Akteur*innen selbstverständlich, aber sie muss dennoch situativ (re-)produziert werden, um als soziales Kapital nutzbar gemacht zu werden, so das hier vertretene Argument. Die Individuen navigieren also zwischen Grenzziehungen und Zugehörigkeiten, indem sie Zugehörigkeit kapitalisieren und damit in andere Kapitalsorten übersetzbar machen. Dabei kommt dem ökonomischen Kapital keineswegs immer die handlungsleitende Rolle zu. Stattdessen werden verschiedene Strategien vorgestellt, mit Hilfe derer die Befragten Zugehörigkeit kapitalisieren.

Als erste Strategie ist die *Unterordnung unter ein Kollektiv und dessen Regeln* zu nennen, wie beispielsweise die Familie. Sie erwartet in den hier behandelten Fällen sozialen Aufstieg durch Arbeit und Bildung und meint insofern ökonomische Verbesserung und zugleich die Ermöglichung und Wahrnehmung von Bildung (z.B. Studium). Um zu ihren Familien gehören zu können, ordnen Chantal Jakande und Khady Samoura sich deren Entscheidungen unter und migrieren beispielsweise in den Niger und nach Deutschland. Durch diese Unterordnung wird die Zugehörigkeit zur Familie als soziales Kapital nutzbar und in andere Kapitalsorten konvertierbar: Die Befragten können anfangs bei entfernten Verwandten und Familienfreund*innen in Niger, Frankreich und Deutschland leben, weil sie durch ihre Unterordnung unter familiäre Ziele als Teil derselben gelten. Dies eröffnet ihnen den Zugang zu kulturellem und ökonomischem Kapital: Khady Samoura bildet sich in Paris und Dakar als Stylistin weiter, während sie bei ihren Großmüttern wohnt. Alle drei Befragten werden zu verschiedenen Zeitpunkten finanziell von Familienmitgliedern unterstützt. Diese Unterordnung unter

ein Kollektiv und die dadurch möglich werdende Nutzbarmachung von Zugehörigkeit als soziales Kapital reicht allerdings nicht aus, um die Kapitalisierung von Zugehörigkeit gänzlich beschreiben zu können.

Zugehörigkeit muss auch durch entsprechende *boundary-work* (Wimmer 2008) geschützt und Anderen gegenüber glaubhaft vermittelt werden. Die zweite Strategie besteht daher in der *Abgrenzung von Anderen durch boundary-work*, die zugleich die eigene Zugehörigkeit zu einem Kollektiv betont. Hier ist insbesondere die Strategie der Aufrechterhaltung von Grenzziehungen zu nennen: Die Befragten reproduzieren beispielsweise die Grenzziehung zwischen ‚europäisch‘ und ‚afrikanisch‘, weil erst durch diese Unterscheidung und die darauf aufbauende Differenzierung des Frisiergeschäfts ihre *Nische* entstand, innerhalb derer sie tätig sind. Dabei muss allerdings betont werden, dass sie sich oftmals in prekären Arbeitsverhältnissen befinden – sie profitieren also gewissermaßen von dieser Grenzziehung und reproduzieren sie, zugleich sollte dieser Profit allerdings nicht überbewertet werden.

Um diese bestehenden Grenzziehungen für sich nutzen zu können, müssen die Befragten sich auf einer Seite der Grenzziehung verorten. Dazu wird, als dritte Strategie, *Zugehörigkeit angezeigt*. Dies funktioniert einerseits über visuelle Marker wie z.B. die Namen der Salons oder die angebotenen Frisuren, andererseits über Praktiken wie beispielsweise das Sprechen mehrerer Sprachen in den Salons. Zugehörigkeit wird durch diese Praxis des Anzeigens zu einem symbolischen Kapital, das nur bestimmte Menschen, die entsprechende Grenzziehungserfahrungen teilen, als solches erkennen können. Sie sind in der Lage, das Styling-Wissen der Befragten als symbolisches Kapital anzuerkennen, weil es für sie nicht nur eine Frisur verheißt, sondern auch das Gefühl von Zugehörigkeit. Insofern kann durch das Anzeigen von Zugehörigkeit ebendiese auch kapitalisiert werden – sie wird sozusagen sichtbar gemacht für diejenigen, die ihr einen symbolischen Wert (z.B. aufgrund der Abwesenheit von Ausgrenzungserfahrungen) zuschreiben können.

Zugleich navigieren die Befragten auch zwischen Grenzziehungen, die sie persönlich betreffen, als Frauen of Colour, als Mütter, die gleichzeitig arbeiten und Kinder betreuen und als Migrantinnen aus Nicht-EU-Staaten in einem EU-Staat. Als Reaktion auf diese Grenzziehungen *schaffen* sie sich, viertens, *einen transnationalen, symbolischen Zugehörigkeitsraum*. Auf lokaler Ebene reagiert der Afro-Hair-Salon auf diese Grenzziehungserfahrungen insofern, als sie in diesem von ihnen geschaffenen Raum nicht mehr permanent als solche wirken. Stattdessen können sie dort ihre Mehrfachzugehörigkeiten leben, der Salon dient als Ermächtigungsraum, in dem Ausgrenzungserfahrungen geteilt werden können und vergemeinschaftend wirken. Auf transnationaler Ebene ermöglichen Kategorien wie ‚Afro‘ eine globale Beobachtbarkeit der Praxis in den Salons. In diesem transnationalen Zugehörigkeitsraum kann ihr Styling-Wissen auch ohne Zertifikate eingesetzt werden, z.B. in Salons in Frankreich, Kamerun oder im Senegal. Die Entscheidung für oder gegen die Formalisierung ihres kulturellen Kapitals durch Zertifikate hängt von ihrer Kapitalausstattung ab, also auch von ihrem ökonomischen und sozialen Kapital.

Es ist einerseits das kulturelle Kapital in seiner symbolischen Form, das eine transnationale Mobilität ermöglicht. Da die Grenzziehungserfahrungen Schwarzer Menschen ein grenzüberschreitendes Phänomen darstellen, kann ihren Fähigkeiten aber auch transnational ein symbolischer Wert zugeschrieben werden. Andererseits ist es ihr transnationales soziales Kapital, das es ihnen

ermöglicht, ihr kulturelles Kapital in unterschiedlichen nationalstaatlichen Kontexten in ökonomisches Kapital zu konvertieren.

Damit sind alle vier Strategien der Navigation zwischen Grenzziehungen und Zugehörigkeit zusammengefasst, die letztlich der Kapitalisierung von Zugehörigkeit dienen. Zwar ist Zugehörigkeit für Individuen meist etwas Selbstverständliches (Pfaff-Czarnecka 2012) – ihre (Re-)Produktion ist jedoch, insbesondere für den*die Soziologen*in, nicht selbstverständlich. Erst wenn Zugehörigkeit situativ und aktiv reproduziert wird, kann sie als soziales Kapital wirken und in andere Kapitalsorten konvertiert werden. Die Navigation zwischen Grenzziehungen und Zugehörigkeiten in der Berufsbiographie der drei befragten Afro-Hair-Stylistinnen verläuft daher in Abhängigkeit von den eigens gesetzten Zielen für die Zukunftsgestaltung und ihrer eigenen Kapitalausstattung mit ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital. Dabei orientieren sie sich vor allem am sozialen Kapital und suchen ihre Zugehörigkeit durch verschiedene Strategien situativ zu gestalten, um diese als Kapital nutzbar zu machen.

6. Fazit

Der Beitrag fragte nach der Navigation zwischen Zugehörigkeiten (Pfaff-Czarnecka 2012) und Grenzziehungen (Lamont/Molnár 2002) im Lebensverlauf dreier Afro-Hair-Stylistinnen in Deutschland, um ihr Styling-Wissen (verstanden als kulturelles Kapital) einsetzen zu können. Der *Grounded Theory* nach Strauss/Corbin (1996) als Forschungsprogramm folgend, wurden die Daten erhoben und drei narrative Interviews mit Stylistinnen zu deren beruflichen Werdegängen sowie Beobachtungsprotokolle analysiert. Durch die biographische Perspektive kann die Migration als Phase der Neuordnung von Grenzziehungen und Zugehörigkeiten herausgestellt werden. Die Befragten stellen es so dar, dass *race* in ihren Herkunftsgesellschaften nicht relevant gewesen sei, sondern erst in Deutschland wurde. Dadurch erscheint die Darstellung kontrastreicher und die Bedeutung von *race* in Deutschland wird betont.

Kund*innen beschreiben die Kategorisierung von Afro-Haaren als ‚Problem‘, aufgrund dessen sie Erfahrungen des Otherings in Deutschland machen. Zugleich treffen die Befragten hier auf ein Frisiergeschäft, das anhand racialem Zu- und Selbstbeschreibungen differenziert ist. Durch geteilte Grenzziehungserfahrungen entdecken die Stylistinnen, so das Argument, ein in sozialen Hierarchien verortetes ‚Wir‘ (Pfaff-Czarnecka 2012), dem sie mit ihrem Styling-Wissen eine Dienstleistung anbieten können, die in ‚weißen‘ Frisörsalons nicht geboten wird: Das Styling von Afro-Haaren. Mit den Salons schaffen sie einen Zugehörigkeitsraum, in dem die herausgearbeiteten Grenzziehungen im Alltag als Frauen of Colour, Mütter und Migrantinnen weitestgehend irrelevant sind.

Die anschließend entwickelte Kernkategorie *Zugehörigkeit kapitalisieren* ist als Kategorie zu verstehen, die der Navigation zwischen Grenzziehungen und Zugehörigkeiten hier zugrunde liegt. Sie wird als situative Nutzbarmachung von Zugehörigkeit als soziales Kapital verstanden – durch diese Nutzbarmachung kann dieses soziale Kapital wiederum in andere Kapitalsorten konvertiert werden. Die vorgestellten Strategien machen Zugehörigkeit situativ sichtbar und damit als soziales Kapital transnational anschlussfähig. Der vorliegende Beitrag leistet damit einen wichtigen theoretischen

Beitrag zur Verbindung des Zugehörigkeitskonzepts nach Pfaff-Czarnecka (2012) mit Bourdieus (1983) Kapitalsorten. Erst durch die situative Darstellung von Zugehörigkeit wird diese als soziales Kapital nutzbar, so das Argument. Sie wird somit kapitalisiert, in soziales Kapital umsetzbar gemacht.

Literatur

- Alexander, Bryant Keith (2003): Fading, Twisting, and Weaving: An Interpretive Ethnography of the Black Barbershop as Cultural Space. In: *Qualitative Inquiry*, Jg. 9, Heft 1, S. 105-128.
- Arango Gaviria, Luz Gabriela (2011): Género, belleza y pretensiones artísticas en el campo de las peluquerías. In: *Revista Latina de Sociología*, Jg. 1, Heft 1, S. 1-44.
- Babou, Cheikh Anta (2008): Migration and Cultural Change: Money, „Caste,“ Gender, and Social Status among Senegalese Female Hair Braiders in the United States. In: *Africa Today*, Jg. 55, Heft 2, S. 3-22.
- Becker-Schmidt, Regina (2007): „Class“, „gender“, „ethnicity“, „race“: Logiken der Differenzsetzung, Verschränkungen von Ungleichheitslagen und gesellschaftliche Strukturierung. In: Cornelia Klinger, Gudrun-Axeli Knapp, Birgit Sauer (Hg.): *Achsen der Ungleichheit: Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*. Frankfurt a. M.: Campus Verlag, S. 56-83.
- Bourdieu, Pierre (1980): Le capital social. In: *Actes de la recherche en sciences sociales*, Jg. 31, Heft 1, S. 2-3.
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.): *Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt Sonderband 2)*, Göttingen, S. 183-198.
- Collier, Shartriya (2006): „And Ain't I a Woman?“ Senegalese Women Immigrants, Language Use, Acquisition, and Cultural Maintenance in an African Hair-Braiding Shop. In: John Mugane (Hg.): *Selected Proceedings of the 35th Annual Conference on African Linguistics*, Somerville, S. 66-75.
- Collins, Patricia Hill (2015): Intersectionality's Definitional Dilemmas. In: *Annual Review of Sociology*, Jg. 41, S. 1-20.
- De Barros, Lina Render (2016): Locken Rocken. Bedeutung von Locken für die Identitätskonstruktion von Frauen of Color. Working Paper Reihe „Gender, Diversity, and Migration“, Nr. 11. Goethe-Universität, Frankfurt a. M.
- Dos Santos, Jócelio Teles (2000): O negro no espelho: imagens e discursos nos salões de beleza étnicos. In: *Estudos afro-asiáticos*, Heft 38, S. 49-65.
- Faist, Thomas (2009): Making and Remaking the Transnational: Of Boundaries, Social Spaces and Social Mechanisms. In: *Journal of Global Studies*, Jg. 1, Heft 2, S. 66-88.
- Flick, Uwe (2011): *Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung*. Reinbek: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- Harvey, Adia M. (2005): Becoming Entrepreneurs: Intersections of Race, Class and Gender at the Black Beauty Salon. In: *Gender & Society*, Jg. 19, Heft 6, S. 789-808.
- Hollstein, Tina; Schmitt, Caroline (2013): Transnationales Wissen. Genese alltagsweltlichen und beruflichen Wissens in transnationalen Räumen und seine sozioökonomische Nutzung. In:

- Désirée Bender, Annemarie Duscha, Lena Huber, Kathrin Klein-Zimmer (Hg.): *Transnationales Wissen und soziale Arbeit*, Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 158-180.
- Jacobs-Huey, Lanita (2006): *From the Kitchen to the Parlor. Language and Becoming in African American Women's Hair Care*. New York: Oxford University Press.
- Kilomba, Grada (2008): *Plantation memories. Episodes of everyday racism*. Münster: Unrast Verlag.
- Kruse, Jan (2014): *Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Lamont, Michèle; Molnár, Virag (2002): *The Study of Boundaries in the Social Sciences*. In: *Annual Review of Sociology*, Jg. 28, S. 167-195.
- Lamont, Michèle; Pendergrass, Sabrina; Pachucki, Mark A. (2015): *Symbolic Boundaries*. In: *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences*, Jg. 23, S. 850-855.
- Migdal, Joel S. (2004): *Mental Maps and Virtual Checkpoints. Struggles to Construct and Maintain State and Social Boundaries*. In: ders. (Hg.): *Boundaries and Belonging. States and Societies in the Struggle to Shape Identities and Local Practices*, S. 3-23.
- Pfaff-Czarnecka, Joanna (2012): *Zugehörigkeit in der mobilen Welt. Politiken der Verortung*. Göttingen: Wallstein.
- Pfaff-Czarnecka, Joanna (2013): *Multiple belonging and the challenges to biographic navigation*. MMG Working Paper 13-05.
- Reuter, Julia (2011): *Geschlecht und Körper. Studien zur Materialität und Inszenierung gesellschaftlicher Wirklichkeit*. Bielefeld: transcript.
- Rosenthal, Gabriele; Loch, Ulrike (2002): *Das Narrative Interview*. In: Doris Schaeffer, Gabriele Müller-Mundt (Hg.): *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung*. Bern u.a.: Huber, S. 221-232.
- Schmitt, Caroline (2012): *Ein Afro-Salon als sozialer Raum und seine Bedeutung für die informellen sozialen Netzwerke afrikanischer Migrantinnen*. Arbeitspapiere des Instituts für Ethnologie und Afrikastudien der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Nr. 136.
- Schmitt, Caroline (2015): *Migrantisches Unternehmertum in Deutschland. Afro-Hair-Salons zwischen Ausgrenzung und Inkorporation*. Bielefeld: transcript.
- Schmitt, Caroline (2017): *Otheringerleben und Widerständigkeit in Haarbiografien Schwarzer Frauen*. In: *sozialmagazin*, Jg. 42, Heft 1-2, S. 90-97.
- Schütze, Fritz (2016): *Biographieforschung und narratives Interview*. In: ders. (Hg.): *Sozialwissenschaftliche Prozessanalyse. Grundlagen der qualitativen Sozialforschung*. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 55-74
- Sklair, Leslie (2008): *Die transnationale kapitalistische Klasse*. In: Peter A. Berger, Anja Weiß (Hg.): *Transnationalisierung sozialer Ungleichheit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 213-240.
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Weiss, Anja (2005): *The Transnationalization of Social Inequality: Conceptualizing Social Positions on a World Scale*. In: *Current Sociology*, Jg. 53, Heft 4, S. 707-728.
- Vigh, Henrik (2009): *Motion squared. A second look at the concept of social navigation*. In: *Anthropological Theory*, Jg. 9, Heft 4, S. 419-438.

Wimmer, Andreas (2008): Elementary strategies of ethnic boundary making. In: *Ethnic and Racial Studies*, Jg. 31, Heft 6, S. 1025-1055.

Zolberg, Aristide R.; Litt Woon, Long (1999): Why Islam is like Spanish: Cultural Incorporation in Europe and the United States. In: *Politics Society*, Jg. 27, Heft 1, S. 5-38.

Tabea Schroer

Leibniz Center for Science and Society

Leibniz Universität Hannover

tabea.schroer@lcss.uni-hannover.de

Pendelnde Mütter. Ambivalenzen der Geschlechterordnung und alltägliche Widersprüchlichkeiten

Katharina Wojahn

Die Frage, wie Familie und Beruf für alle beteiligten Akteur_innen auf befriedigende Weise vereinbart werden können, ist für die Gleichstellungsarbeit nach wie vor relevant und stellt sich unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen mit unverminderter Dringlichkeit. Der wissenschaftliche Blick auf Frauen, die Kinder haben und aufgrund ihrer Arbeitsstelle an einem anderen Ort regelmäßig von der Familie abwesend sind, rückt die auf der individuellen Ebene notwendige Auseinandersetzung mit widersprüchlichen gesellschaftlichen Anforderungen in den Mittelpunkt des Interesses. Frauen sollen so wie männliche Arbeitnehmer beruflich flexibel und mobil sein. Doch im Unterschied zu Männern geht diese Anforderung für Frauen mit der hegemonialen Vorstellung einher, dass Mütter in der Familie stets anwesend sein sollen; eine Grundvoraussetzung, um die (stets steigenden) Ansprüche an Erziehung und Sorge erfüllen zu können.

Dieser Artikel konzentriert sich auf die Dimension der Subjektivität, fragt also nach den Selbstverhältnissen der Mütter, die pendeln. Dafür müssen zunächst die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen Mütter pendeln, herausgearbeitet werden (1) und wir brauchen eine Vorstellung davon, in welche Auseinandersetzungen Pendlerinnen verstrickt sind. Dabei geraten insbesondere die ambivalenten Prozesse der Subjektivierung in den Blick (2). Vor allem aber wird beharrlich nach ihren Erfahrungen mit und in der Abwesenheit gefragt (3). Es soll im Anschluss daran der Frage nachgegangen werden, wie sich unter den derzeitigen Bedingungen und vor dem Hintergrund der von den Frauen mit und in Abwesenheit gemachten Erfahrungen deren Selbstverhältnisse als Frauen gestalten und verändern. Das Material stammt aus meiner Dissertation „Berufspendelnde Mütter. Ambivalenzen – Grenzen – Kritik“. Dafür wurden zwölf qualitative Interviews mit Frauen geführt, die Kinder haben, in einer Partnerschaft leben und regelmäßig ein bis sechs Tage pro Woche oder auch eine Woche pro Monat nicht bei ihren Familien sind, weil sie zu ihrem Arbeitsort pendeln.

1. Problemaufriss

Berufliche Mobilität gehört in vielen Berufsfeldern zum Erwerbsleben und betrifft zunehmend auch geringer qualifizierte Beschäftigte sowie Erwerbstätige in bislang nicht mobilen Berufsfeldern (Schier 2010). Aufgrund der steigenden Flexibilisierung der Arbeitsmärkte, so die Prognosen, werden multilokale Haushaltsorganisationen in Zukunft an Bedeutung gewinnen (Reuschke 2010; Limmer 2005). Trotz gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse wird berufsbedingtes Pendeln zwischen zwei Wohnorten als männliches Phänomen spätmoderner Gesellschaften ausgewiesen (Schneider et al. 2002). Schneider bezeichnet Mobilität als einen „Schlüsselbegriff der Gegenwart“ (ebd., S. 6) und spricht von dem „mobilen Subjekt“ (ebd.) als einer Leitfigur der Moderne. Dieser Beitrag greift zunächst den Imperativ „Sei mobil!“ auf und fokussiert Familien, in denen Mütter dieser Aufforderung nachkommen.

Frauen, die Kinder haben und pendeln, erfüllen auf den ersten Blick die Anforderung, sich mobil und flexibel dem Arbeitsmarkt zur Verfügung zu stellen. Sie erfüllen die Anforderungen an das „mobile Subjekt“, welches auf die Bedingungen des Arbeitsmarktes flexibel reagieren soll und damit auch auf das Leitbild der „selbständigen Frau“ verweist (z. B. Geissler/Oechsle 1996).

Allerdings entsprechen die gesellschaftlichen Anforderungen und Erwartungen an die Einzelnen immer auch den Vorstellungen einer anerkannten und erkennbaren, also intelligiblen Geschlechtlichkeit. Nach wie vor lässt sich die hegemonial gewordene westliche, bürgerlich-kapitalistische Gesellschafts- und Geschlechterordnung als binär-hierarchisch identifizieren, unterscheidet also zwischen „männlichen“ und „weiblichen“ Individuen (z. B. Connell 1999; König 2012; Foucault 2013a; Maihofer 2015). Daraus ergibt sich ein Unterschied, der sich in der herkömmlichen geschlechtlichen Arbeitsteilung zeigt, aber auch in den unterschiedlichen Anforderungen an Mutterschafts- und Vaterschaftskonzepte. Dabei ist von besonderem Interesse, dass die Fürsorgetätigkeiten an die soziale Präsenz von Frauen geknüpft ist (Ehnis 2008; Tolasch 2016). Die herkömmliche geschlechtliche Arbeitsteilung steht den vereinbarkeitsorientierten Einstellungen der Gesellschaft zum Teil widersprüchlich gegenüber und es zeigt sich, dass egalitäre Vorstellungen bei jungen Eltern nach der Geburt eines Kindes oft nicht verwirklicht werden (vgl. BMFSFJ 2011, S. 237; Träger 2009, S. 171). Demzufolge sind Mütter gleichermaßen Adressatinnen für Reproduktions- und Produktionsarbeiten. Dieser Anspruch wird in vielen Arbeiten als eine Norm ausgewiesen (z. B. Jurczyk 2008, S. 81; Seehaus 2014, S. 240).

Wird gesellschaftlicher Wandel vor allem an der Erosion des Ernährermodells festgemacht, wenn es um den Bereich der Arbeitsteilung geht (z. B. Meuser 2001; Bereswill/Neuber 2010; Scholz 2004), ist der Ausgangspunkt die Trennung von öffentlicher und privater Sphäre, von außerhäuslicher Erwerbstätigkeit von Männern und der „privaten Alltagsarbeit“ (Beck-Gernsheim 1980) von Frauen. Dies wird als „Entgrenzung“ (Meuser 2006, S. 4714) der traditionellen Sphäregrenzen gefasst. Dann sind vor diesem Hintergrund Erosionen im (veränderten) weiblichen Erwerbsverhalten zu verorten und weniger auf der Ebene eines gesellschaftlichen Wandels, der die Organisation von Erwerbsarbeit und Familie betrifft (vgl. Kerschgens 2009, S. 17; Wengler/Trappe/Schmitt 2009, S. 62; Schulz/Blossfeld 2006, S. 39). Gerade vor dem Hintergrund einer paradoxen Gleichzeitigkeit von Wandel und Persistenz in den Geschlechterverhältnissen (Maihofer 2007) wird hier der Versuch unternommen, eine eindeutige Beschreibung von Wandel *oder* Persistenz zu vermeiden. Vielmehr geht es darum, die komplizierte Verschränkung von Wandel und Persistenz darzustellen, anstatt diese Komplexität einer gesellschaftlichen Ordnung aufzulösen zu wollen.

2. Ansätze und methodisches Vorgehen: ambivalente Prozesse

Frauen, die Kinder haben und pendeln, berühren immer auch Grenzen: Mit dem Pendeln werden sie als flexible und mobile Erwerbstätige sichtbar, gleichzeitig jedoch überschreiten sie durch ihre Abwesenheit eine Grenze, die für eine ‚gute Mutter‘ derzeit konstitutiv ist: die (be)ständige Anwesenheit. Diese Grenzen haben eine doppelte Wirkungsweise, weil sie einerseits Subjektpositionen und soziales Sein hervorbringen, indem sie den diskursiven Raum und die in ihm möglichen Lebensformen strukturieren (vgl. Foucault 1993a, S. 32), und sie sind gleichzeitig auch ein

möglicher Ausgangspunkt von Veränderung und Subversion, weil sie auch die Einsatz- und Ausgangspunkte von Kritik und Gegenentwürfen markieren (vgl. Butler 2007, S. 16). Hegemoniale Diskursformationen (wie z. B. die Mutterrolle) können da, wo ihre Grenzen markiert sind und von den pendelnden Müttern berührt oder gar überschritten werden, in Frage gestellt werden.

Der Mechanismus, wie Diskurse überhaupt an die Einzelnen gelangen, kann mit dem Konzept der Anrufungen (Althusser 1977) beschrieben werden. Anrufungen beschreiben die beständigen, alltäglichen Aufforderungen zur Identifikation (vgl. Allerkamp 2005, S. 10 und 64). Gemeint sind damit die alltäglichen Auseinandersetzungen mit angebotenen Subjektpositionen, wie z. B. Mutter, Vater, Arbeitnehmerin, Lehrerin etc. All diese Anreden verlangen dann, diese Subjektposition für sich anzuerkennen, sich den geltenden Ansprüchen zu unterwerfen, sich zu identifizieren und sich in ihnen wiederzuerkennen – um letztlich ein anerkanntes Subjekt zu sein. Anrufungen funktionieren, weil es sich dabei um hegemonial gewordene Benennungspraxen handelt, die gerade erst durch ihre beständige Wiederholung wirksam werden (vgl. Villa 2006, S. 229f.). Erst diese Unterwerfung hat zur Folge, dass wir als ein Subjekt hervorgebracht werden, als Mutter, Vater, Arbeitnehmerin etc. (an)erkannt werden können. Dieser Prozess wird mit Butler (1991; 2001) und Foucault (1987; 1994) als Subjektivation bezeichnet. Subjektivation verweist gleichermaßen auf Subjektwerdung und Unterwerfung. Subjekte werden demnach in diskursiven Machtbeziehungen hervorgebracht (vgl. Flügel-Martinsen 2013). Wie im Konzept der Grenze lässt sich also ein ähnliches Ambivalenzmuster auch in der Subjektkonstitution finden.

Diese ambivalenten Prozesse von Unterwerfung und Ermöglichung, die hier an den Begriffen der Grenze und des Subjekts nur kurz umrissen werden konnten, bilden die theoretische Grundlage der Studie. Gerade die diskursive Figur der Mutterrolle ist durch zahlreiche normative Ansprüche gekennzeichnet. Durch beständige Anrufungen werden Subjektpositionen hervorgebracht, womit Handlungsoptionen verbunden sind. Diese Konstitutionsprozesse sind jedoch stets auch Vorgänge der Unterwerfung und weisen gewaltsame Reduktionen auf. Weil aber diese Prozesse und Begriffe auf ihre beständige Reproduktion angewiesen sind und damit als unabgeschlossene „Projekte“ markiert werden müssen, liegt genau darin immer auch die Möglichkeit für Veränderung. Widerstand ist so gesehen beständig als Option mitzudenken, weil diesen Begriffen und Prozessen keine natürliche Ordnung zugrunde liegt und sie beständig reproduziert werden müssen, um (auch weiterhin) zu funktionieren (vgl. Flügel-Martinsen 2013, S. 103). Unter diesen Bedingungen, die wesentlich von Ambivalenzen gekennzeichnet sind, gehen die Individuen ein imaginäres Verhältnis zu sich selbst ein, so entsteht ihre Subjektivität.

Die Wahl der Untersuchungsmethoden stützt sich auf eine diskurstheoretische Methodologie im Anschluss an Foucault (1981), die sich aus den Konzepten Subjekt, Macht und Diskurs ergibt. Dabei wird das „sich Äußern“ (Wrana/Langer 2010, S. 335) als gesellschaftliches, von Machtverhältnissen durchwobenes Tun in den Blick genommen. Das vorliegende Material wurde im Forschungsstil der Grounded Theory erhoben (Strauss/Corbin 1996) und mit den methodischen Instrumenten des Kodierens und Kontrastierens strukturiert, zirkulär verdichtet und bearbeitet, so dass zunächst Begriffe und Gegenstände aus den Erzählungen als Bündel von Aussagen identifiziert werden konnten. Unterliegen sie denselben Regeln, handelt es sich um verfestigte Redeweisen, die somit einen Diskurs bilden. Die so immer deutlichere Herausarbeitung der Phänomenstruktur bietet den

Rahmen einer inhaltlichen Bestimmung, die zum einen die Existenzweisen der Einzelnen sichtbar werden lassen. Zum anderen werden aber auch die derzeitigen Bedingungen erkennbar, unter denen Subjektivität von Frauen, die Kinder haben und pendeln, hervorgebracht wird.

3. Empirische Einblicke

Obwohl sich Frauen, die Kinder haben und pendeln, mobil und flexibel dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stellen und damit der Anforderung an alle Erwerbstätigen, beruflich mobil zu sein, nachkommen, müssen sie – weil sie Mütter sind – ihre Abwesenheit von der Familie legitimieren. Das familiale Arrangement und die Aufgabenteilung ändern sich und das ist auch für Außenstehende sichtbar. Sie sind vermehrt Hinterfragungen bezüglich ihrer Alltagsorganisation ausgesetzt. Legitim ist ihre Abwesenheit vor allem, wenn sich die Frauen auf die Notwendigkeit ihrer Berufstätigkeit berufen.

3.1 Beschränkende Selbstverhältnisse

Zum Zeitpunkt des Interviews ist Klara Theobald¹ Gastprofessorin an einer Universität, sie ist verheiratet und ihre zwei Kinder sind vier und sechs Jahre alt. Sie übernachtet zwei bis drei Nächte pro Woche an ihrem Arbeitsort.

Also es gibt natürlich Situationen mit anderen Müttern im Kindergarten oder mit anderen Müttern auf'm Spielplatz. Die ähm, ich weiß nicht, die sagen nicht äh, ‚das find ich ganz daneben, dass du pendelst‘ das sagen die nich. Ich glaub, das sagt mir niemand. Das hör ich von niemandem. Und ich glaub aber, dass dabei 'ne immer 'ne Rolle spielt, dass die wissen, dass ich das muss (51).

Klara Theobald hört von niemandem offene Kritik. Auch wenn es niemand explizit zu ihr sagt, scheint dies jedoch eine denkbare Einschätzung zu sein. Damit ist sie nicht allein. In nahezu allen Interviews berichten die Interviewten von dem, was niemand sagt. Es handelt sich um eine Art Muster und kann als eine narrative Struktur bezeichnet werden (vgl. Keller 2008, S. 252). So findet sich in einem anderen Interview folgender Satz: „Also, war eigentlich kaum jemand der gesagt hat ‚wie kann man nur als Mutter sein Kind dann da allein lassen, ist ja schrecklich‘ und so“ (Ilona Karis, 30).

Eine weitere Interviewte sagt:

Aber weniger jetzt ‚du vernachlässigst deine Kinder‘ oder so, also oder ‚du vernachlässigst deinen Mann‘ oder sonst irgendwas. Also die Frage kommt, das hab ich, hat noch keiner zu mir gesagt (Birgit Mohn, 48).

In diesen Aussagen zeigt sich, dass es ein geteiltes Wissen gibt, welches inhaltlich auf die gesellschaftlich erwartete weibliche Existenzweise Bezug nimmt (vgl. Maihofer 2015, S. 647). Hegemoniale Geschlechternormen sind allen bekannt, deshalb findet sich in den Interviews der Bezug zu einer starken Kritik am Pendeln (auch wenn diese Kritik nicht ausgesprochen wird). Frauen, die Kinder haben und pendeln, merken, dass sie durch ihre Abwesenheit bestimmten Normen und

1 Die Angaben sind anonymisiert.

Idealen nicht gerecht werden können. Ferner bedeutet das auch, dass gerade das unausgesprochene, das Nicht-Gesagte performative Wirksamkeit entfaltet. Das Nicht-Gesagte in den Aussagen bildet diskursiv einen Gegenstand, nämlich den der „Rabenmutter“ (Interviewte). Wir haben hier ein „sich daneben verhalten“, ein „als Mutter sein Kind allein lassen“ oder auch „vernachlässigen“ als inhaltliche Aspekte. Die Abwesenheit der Frauen bricht mit der Vorstellung einer „guten Mutter“, die sich gerade über ständige Anwesenheit auszeichnet. Mit dem „regulativem Ideal“ (Butler 1991) der beständig anwesenden Mutter sind auch Prozesse der Subjektivierung angesprochen, weil an die Erfüllung geschlechtlicher Ideale das Versprechen geknüpft ist, als Mann oder Frau erkennbar und anerkennbar zu sein. Dies bedeutet aber auch, dass alles, was nicht zum entsprechenden Ideal passt, unsichtbar gemacht werden muss (vgl. König 2012, S. 40).

Dieses Spannungsfeld wird in der hier zugrunde gelegten Aussage von Klara Theobald deutlich:

Und ich glaub aber, dass dabei 'ne immer 'ne Rolle spielt, dass die wissen, dass ich das muss. Also. Je mehr ich auch durchsichtig machen würde, dass ich das, dass mir das auch Spaß macht oder dass das auch schön ist. Ich glaube desto schwieriger könnte das werden. Ich glaube dann würden manche das schon mehr kritisch hinterfragen (51).

Mit der Figur des Müssens finden wir in den Interviews eine Erklärung der Pendlerinnen, wie es dazu kommt, dass die starke Kritik im Bereich des Nicht-Gesagten verbleibt. Was dann nicht gleichzeitig artikuliert werden kann, ist, „dass mir das auch Spaß macht oder dass das auch schön ist“, sagt Klara Theobald. Ihre Sorge ist, dass die kritischen Hinterfragungen zunehmen, wenn sie ihre angenehmen Erfahrungen mit dem Pendeln einbringt. Stuart Hall (1994) beschreibt dies als „Repräsentations-szenarien“ (S. 17), mit denen immer auch eine Selbstverhinderung einhergehen kann. In diesem Fall ist es die Artikulation eines Müssens, die zur Handlungsfähigkeit führt, wobei die „Lust an der Abwesenheit“ jedoch nicht artikuliert werden kann. „Dass das auch schön ist“, wie Klara Theobald sagt, kann sie in den von ihr beschriebenen Situationen im Kindergarten oder auf dem Spielplatz (im Kontakt mit anderen Müttern) nicht benennen.

Um im Rahmen einer ‚guten Mutter‘ erkannt und anerkannt zu sein, legen die Interviewten die Betonung auf das Müssen. Damit ist der Preis, den sie für die Anerkennung als Mütter zahlen, hoch: eine Verantwortungsübernahme ist durch das Müssen fast unmöglich, denn wenn eine Frau, die Kinder hat und pendelt, darauf angewiesen ist, dann ist sie in einer Position, die sich durch keine anderen Optionen, Möglichkeiten oder Alternativen auszeichnet. Handelt sie also aus einem Zwang heraus und lebt deshalb zeitweise an einem anderen Ort, kann sie mit weniger Hinterfragungen rechnen. In dieser Logik ist es auch nicht verwunderlich, dass ein weiteres Aussagenmuster zu Tage tritt, nämlich der Zusammenhang von Leiden und Pendeln. In den Interviews zeigt sich, dass Pendeln generell erst mal unter dem Verdacht steht, Leiden zu verursachen. Wir erinnern uns an die inhaltlichen Aspekte von „allein lassen“ oder auch „vernachlässigen“.

In dem hier angeführten Beispiel finden wir den Zusammenhang von Pendeln und Leiden zunächst als eine Art Kausalzusammenhang. So erzählte die Interviewte Klara Theobald, wenn es im Kindergarten beispielsweise mal „nicht so gut läuft“, liege es für die Erzieherinnen nahe, dies als ein Leiden an der Abwesenheit zu interpretieren. Damit werden Pendlerinnen damit konfrontiert, die Ursache für das Leiden der Kinder zu sein (vgl. Vossenkuhl 2006, S. 165f.). Eine andere Interviewte

erzählt, wie sie Bewunderung von anderen bekomme, wenn die anderen sich davon überzeugen können, dass Kind und Partner nicht unter dem Pendeln leiden:

dass wir das hinkriegen, und dass auch keiner von uns da drunter leidet, dass auch die Beziehung zwischen mir und meinem Mann nicht da drunter leidet. Dass auch offensichtlich, also wenn alle, die mein Kind kennenlernen, finden ‚das ist ‘n tolles Kind‘ und /ehm/ der leidet also offensichtlich auch nicht grundlegend da drunter (30).

Ilona Karis² muss so gesehen ihre Familie erst zeigen und damit beweisen, dass der Zusammenhang von Pendeln und Leiden ein Vorurteil, eine Unterstellung ist. Die meisten Reaktionen seien daher „eigentlich verständnisvoll, also jedenfalls nicht verurteilend“ (30), erklärt sie. Dieses Verständnis resultiert aber auch aus ihren Erzählungen über die Entbehrungen und das Traurige an den Trennungen. So ist es auch bei Sandrine Aaron³, die oft keine Zeit hat, um beispielsweise in der Kita zum Sommerfest zu gehen, Elternnachmittage zu besuchen oder auch auf Kaffeetrinken mit anderen Eltern verzichten muss. Sie bedauert dies, weil sie gerne daran teilhaben würde und formuliert:

Aber ich hab da jetzt den Eindruck von den ganzen anderen Eltern gibt’s manchmal so Sprüche, aber eigentlich doch eher .. also eher so in Richtung, dass sie’s auch, dass es ihnen immer leid tut. Dass sie eher fragen ‚Ach findest du nicht mal was in der Nähe?‘ Aber ich glaub eher so, weil sie denken ‚oh Mann, ist ja nicht schön so zu pendeln‘ (24).

Wir sehen auch in dieser Aussage den Zusammenhang von Pendeln und Leiden. Deutlich wird zudem, dass ein Arbeiten-gehen-Müssen unhinterfragt bleibt. Mitleid ist hier die Ebene, auf der Sandrine begegnet wird, „weil sie denken ‚oh Mann, ist ja nicht schön so zu pendeln‘“ (24).

Wenn die Frauen, die ihr Bedauern über die Trennung betonen, offenlegen, dass viel Schönes, also Erfahrungen mit den Kindern und der Familie durch die Abwesenheit nicht zu haben sind, und die Anstrengungen in den Blick kommen, werden kritische Bemerkungen zurückhaltender. An der Abwesenheit zu leiden ist eine legitime Belastung der Pendlerinnen. Ein Leiden an der Abwesenheit wird unterstellt und erwartet, weil es der Legitimation, dem Zwang entspricht. Durch diese Konstruktion können sie die Schuld (Ursache-Sein) von sich weisen, indem sie auf die legitime Begründung für ihre Abwesenheit zurückgreifen. Das bedeutet aber auch, für die Alltagshandlungen nicht verantwortlich zu sein.

Die Verantwortung für ihre Abwesenheit wird ihnen abgesprochen, bzw. sie sind dafür nicht verantwortlich, weil der Zwang ihrer Situation die Abwesenheit legitimiert. Die Betonung liegt auf der Notwendigkeit: somit haben sie ihre Situation nicht frei gewählt und deshalb ist auch das Leiden an dieser Situation legitim. Über diese Legitimation bleiben sie aber weiterhin erkannt und anerkannt als Mütter. Wir haben also hier die Formel: Verantwortung: nein; Anerkennung: ja.

Das bedeutet, dass Frauen, die Kinder haben und pendeln, als Müssende und Leidende subjektiviert werden. Aus dieser Anerkennung als Müssende und Leidende, die ihre Situation nicht selbst gewählt

² Ilona Karis ist SchauspielerIn. Sie pendelt in der Spielsaison fünf bis sechs Tage pro Woche an ihren Arbeitsplatz. Das Kind wird in dieser Zeit von ihrem Partner versorgt, auch er arbeitet Vollzeit. Weil er sehr regelmäßige Arbeitszeiten hat, haben sich Karis dafür entschieden, dass sie pendelt.

³ Aarons haben zwei Kinder. Sie ist WissenschaftlerIn und lebt zwei bis drei Tage in der Woche am Arbeitsort.

haben, weil sie ja müssen, erwächst ihre Handlungsfähigkeit und auch ihre Anerkennung als Mutter. Der Preis für die Anerkennung ist allerdings die Beschränkung, da die Handlungsoptionen als Müssende und als Leidende begrenzt und begrenzend sind. Das bedeutet, Pendlerinnen bleiben als Mütter anerkannt, wenn sie sich in ein beschränkendes Verhältnis von sich zu sich selbst begeben. Ganz konkret zeigt sich dieses imaginierte, beschränkende Selbstverhältnis in dem, was gesagt werden kann und was nicht gesagt werden kann. Wir haben bereits gesehen, dass das Müssen eine legitime Erzählung der Pendlerinnen ist, die Artikulation einer Lust an der Abwesenheit aber nicht. Steht also der Zwang im Vordergrund, ein beschränkendes Selbstverhältnis, können nicht alle Erfahrungen der Pendlerinnen artikuliert werden, und ebenso wenig können Ideale und Normen kritisiert werden, weil sie unter diesen Bedingungen schlicht nicht artikuliert werden können.

3.2 Dem Bestehenden etwas hinzufügen

Jedoch finden sich nicht nur affirmative Bezüge auf hegemoniale Normen und Anrufungen. Pendlerinnen sprechen im Interview über ihre eigenen Belastungen und Anstrengungen, ihre vielfältigen Erfahrungen mit und in der Abwesenheit. Vor allem gelingt den Interviewten ein Blickwechsel auf die eigene Situation, wenn sie sich Zeit für Reflexion zugestehen. Dann steht nicht das schlechte Gewissen gegenüber den Kindern und dem Partner im Vordergrund, sondern sie legen sich selbst und ihrem Handeln gegenüber Rechenschaft ab und sorgen sich schließlich um sich selbst. Manchen Frauen erlaubt gerade diese Selbstsorge, sich von Diskreditierungen und Anrufungen zu distanzieren.

Die leitende Annahme ist hier, dass Frauen, die Kinder haben und pendeln, in einer Hinwendung zu sich selbst an einen Punkt geraten, an dem sie in eine Beziehung zu den regulierenden Normen und Idealen eintreten müssen. Sie sind aufgefordert, sich mit den Normen und Idealen auseinanderzusetzen. Diese Notwendigkeit einer Sorge um sich wird als ein elementarer Bestandteil von Verantwortung gedacht. Denn die Hinterfragungen ihrer Situation durch Andere führen sowohl zu einer Gewissensprüfung als auch zum Widerspruch zu den Erfahrungen, die pendelnde Mütter machen. Eine besondere Anstrengung liegt dabei im Umgang mit den Hinterfragungen der Anderen. Denn die Interviewten verfügen über ein genaues Wissen um die hegemonialen Geschlechternormen, hier also insbesondere darüber, dass „eine gute Mutter immer anwesend ist“. Erst ihre Abweichung von der Norm erzwingt eine Auseinandersetzung mit dem Herkömmlichen. So beschreibt Sandrine Aaron ihre „changierenden Gefühle“ (64). Sie sagt:

In klassischer Weise ist die Mutter eigentlich immer immer da [...] und //mhm// ich weiß gar nicht /ehm/ .. ob ich da manchmal auch was reinlesen will oder Reinhören will, weil ich's eigentlich selber bin die das doof findet den Kindern gegenüber und mir manchmal das auch nicht so richtig gut gefällt (62).

Die „klassische Weise“ ist der Maßstab, an der ihr Arrangement als Abweichung bemessen wird. Ihre Selbstreflexion stellt sich für sie als kompliziert dar, versucht sie doch, die Komplexität ihrer Lage zu erfassen. Ein schlechtes Gewissen zu haben, so Sandrine Aaron, fände sie „eigentlich doof“ (62), denn das entspreche nicht ihrem Selbstbild, ihrer „Vorstellung“ (62).

Hab ich jetzt wirklich ein schlechtes Gewissen oder denke ich nur ich müsste ein schlechtes Gewissen haben? //mhm// Oder ist es eben was ganz anderes, dass mir irgendwas daran nicht gefällt. Also sagen wir mal, also es ist ja auch immer die Frage .. pendel ich denn nicht gerne, weil es anstrengend ist?

Pendel ich teilweise vielleicht doch ganz gerne, weil's mir eben so 'n Freiraum eröffnet? Pendel ich ((lacht)) nicht gerne, weil ich dann die Kinder nicht sehe? Oder pendel ich gerne, weil ich dann auch mal meine Ruhe hab? So dass sich da manchmal auch so die Gefühle so changieren. //mhm// Also dass ich das gar nicht immer genau sagen kann (64).

Kompliziert sind für die Interviewte gerade die Ambivalenzen: sie pendelt gern und nicht gern, es bedeutet Freiraum und Ruhe ebenso wie Getrenntsein und Anstrengung. Dieser Zwiespalt der Gefühle ist eine spezifische Belastung pendelnder Mütter. Erst durch die Erfahrung der Abwesenheit wird diese Bandbreite an Möglichkeiten deutlich und berührt die konkreten Praxen. Es ergeben sich durch ihre Abwesenheit Alternativen zu herkömmlichen Modellen der Fürsorgetätigkeiten, der Gestaltung familialer Abläufe, der Arbeitsteilung und der Beziehungen inner- und außerhalb von Familie. Hinzu kommt der positiv besetzte Aspekt der Zeit-für-sich. Die Abwesenheit erzwingt, so gesehen, eine Auseinandersetzung mit der „klassischen Weise“ (62).

Ein anderes Beispiel für Auseinandersetzung mit den hegemonialen Geschlechternormen findet sich in Klara Theobalds Schilderung einer Situation im Kindergarten:

Also zum Beispiel hat, wenn die dann, die ham dann ja so Phasen im Kindergarten, wo das dann also nicht so gut läuft [...]. Aber das erste, was dann kommt is, ja ‚Sie sind ja auch im Moment wahrscheinlich wieder viel weg‘ (51).

Im Interview schwingt ein gewisser Ärger mit, als die Interviewte dieses Beispiel anführt. Dass es ihrem Kind mal nicht gut geht, ist für die Interviewte nicht verwunderlich. Die Erzieherin formuliert jedoch eine ‚implizite These‘, warum es dem Kind gerade nicht so gut geht: „Sie sind ja auch im Moment wahrscheinlich wieder viel weg“ (51). Dieser Zusammenhang von Pendeln als Ursache für Leiden bringt einerseits Empörung bei der Interviewten hervor, andererseits wird auch hier die Ambivalenz deutlich, denn Klara Theobald formuliert „das ist jetzt auch nicht ganz abwegig“ (51). Die Konfrontation mit dem regulativen Ideal der stets anwesenden Mutter führt dazu, dass Klara Theobald in der Situation anfängt, das Pendeln „auch anzuzweifeln“ (51). Zumindest im Nachhinein gelingt ihr jedoch die Distanzierung, indem sie über die Situation nachdenkt und die Situation des Kindes zu rekonstruieren versucht. Diese Prozesse benötigen Zeit und sie sind als Anstrengung zu markieren. Rieger (1997) nennt diese Vorgänge „Destabilisierungsstrategien“. In der Aussage der Erzieherin scheint eine diskursive Ordnung auf und Klara Theobald sorgt für eine Instabilität in den etablierten Diskursen, weil sie nach anderen Möglichkeiten und Gründen sucht. Sie hinterfragt die Anrufung der Erzieherin, denn für sie besteht die Möglichkeit, dass es im Kindergarten „nicht so gut läuft“, weil sich das Kind in einer entwicklungsbedingten schwierigen Phase befindet oder möglicherweise mit anderen Beziehungen beschäftigt ist (51). Diese aufmerksame Hinwendung zu sich selbst knüpft letztlich auch an ihren Erfahrungen an, denn sie sagt, „im Schnitt geht es denen sehr gut“ (75).

Eine andere Interviewte hat ebenfalls zeitweise ein schlechtes Gewissen, wenn sie mit dem Ideal der stets anwesenden Mutter konfrontiert wird. Auch Barbara Jung beschreibt eine „Technologie des Selbst“ (Foucault 1993b, S. 26), die durchaus als eine Sorge um sich beschrieben werden kann, führt sie doch zu der Möglichkeit, verantwortlicher zu werden. Auch sie prüft zunächst ihre Erfahrungen im Alltag und im Zusammensein mit den Kindern merkt sie, dass es „wieder gut“ (94) ist. Die bedrohliche Anrufung des Leidens kann sie bearbeiten, indem sie ein Tagebuch führt. Dies dient der

Selbsterforschung, der eigenen Überprüfung, und darüber gelingt ihr eine Distanzierung. In diesen Einträgen arbeitet sie sich an ihrem moralischen Selbstverhältnis ab.

Eine weitere Form, durch die eine Auseinandersetzung mit den Idealen und Normen angeregt werden kann, ist das eigensinnige Begehren. Die Interviewten formulieren durchweg ein Begehren, bei der Familie sein zu wollen (die Sorge um andere), aber gleichwohl auch ein Begehren, Raum und Zeit für sich selbst zu haben (die Sorge um sich). Das Müssen und das Leiden legen nahe, dass für Frauen, die Kinder haben und pendeln, immer auch Verluste damit einhergehen, die Familie zeitweise zu verlassen, um zu arbeiten. Dies äußert sich in den Hinterfragungen der Anderen und in der Gewissensprüfung, die pendelnde Mütter selbst vornehmen. Allerdings wird über die Erfahrung mit der Abwesenheit eine Verlustseite bemerkt, die mit einer beständigen Anwesenheit in der Familie zusammenhängen kann. Hierin findet sich ein Zugang, die bestehenden Normen und Ideale zu hinterfragen.

Die Fotografin Frederike Gerke pendelt zum Zeitpunkt des Interviews seit etwa zwölf Jahren. Als ihre Tochter sechs Jahre alt war, ist Frederike zu ihrem Partner nach Süddeutschland gezogen und pendelt seitdem sieben Tage im Monat nach Norddeutschland.

Das ist schon also, auch von Leuten von denen ich's gar nie erwartet hab, kommen dann wirklich so /eh, hä/ komische Vorstellungen ne, wie so 'ne Ehe zu funktionieren hat oder sowas ne. Und für dieses klassische, dass der Ehemann das irgendwie so bestimmt, also die Hosen an hat im Haushalt oder so //mhm//. Das fand ich schon erstaunlich, also so .. auf so 'ne Idee wär Klaus nie gekommen und irgendwie, ich fand das auch eher verwunderlich ((kurzes Lachen)) (58).

Frederike Gerke bemerkt die Beschränkungen und regulierenden Effekte für sich selbst erst, als sie sich durch ihren Entschluss, zu pendeln, offensichtlich an die Grenzen der Geschlechterordnung begibt. Konfrontiert wird sie mit den regulativen Idealen, die im Konzept der bürgerlichen Kleinfamilie aufgehen (Hausen 1976; Maihofer et al. 2001). Gerkes finden diese „Idee“ jedoch „eher verwunderlich“. Frederike Gerke ist über diese Aussagen so empört, weil sie ihre Selbständigkeit verlieren würde. Dabei geht es ihr nicht ausschließlich um die finanzielle Sicherung ihrer Existenz. Bedrohlich wird der Verlust ihrer Selbständigkeit auch auf der Ebene der Paarbeziehung, weil sie sich, würde sie den Anrufungen folgen, wie „Privatbesitz“ (56) vorkommen würde.

Die dann zu mir meinten, ‚also wenn du meine Frau wärst, dir würd ich das nicht erlauben, dass du irgendwie eine Woche im Monat weg gehst‘, ne. Was ich immer eher belustigend fand, weil ich mich immer frag wie die auf die Idee kamen, dass die mir das überhaupt verbieten könnten ne, //mhm// ich meine ich bin ja kein Privatbesitz (56).

Es wird deutlich, dass Frederike Gerke unter solchen Bedingungen des Zusammenlebens, wie im Modell der bürgerlichen Kleinfamilie vorgesehen, ihre Selbständigkeit verlieren würde, was sie keinesfalls will. Selbständigkeit ist auch für Klara Theobald ein wichtiges Gut.

Und äh das Pendeln, äh ist für mich auch stark auch mit diesem Selbständigkeitsgefühl verknüpft. [...] und sei es jetzt auch das Mühselige sich hier jetzt ein neues Dings zu suchen, ein neues Außen, neue Außenwirklichkeit hier, äh, das ist, find' ich alles sehr selbständig. Und da da empfind' ich mich auch als lebendig. Sozusagen, also es fühlt sich dann gut an, so ne (83).

Klara Theobald beschränkt sich in dieser Aussage nicht auf ein Müssen, darauf, dass es „mühselig“ ist, sondern die Erfahrung „fühlt sich dann gut an“. Sie empfindet sich als lebendig in ihrer Selbständigkeit und wir erahnen den Verlust, was es bedeuten würde, wenn sie ihre Selbständigkeit verliert. Ilona Karis greift auf eine Erfahrung ihrer Freundin zurück, um zu verdeutlichen, welchen Verlust sie erleiden würde, wenn sie auf ein Leben reduziert würde, welches im Ideal der „guten Mutter“ aufgeht.

Weil ich, 'ne Freundin von mir, die alleinerziehend ist, die hat das so gut wie gar nicht. Also, die ist, die sagt dann auch, ja, ((pff)) hat irgendwie kaum eigenes Leben. Für sich so. Das ist schon hart. Finde ich. Da geht's mir eigentlich gut so, muss ich sagen. Bei all diesen ((lufttholend)) Traurigkeiten der Trennung wegen, aber /ehm/ da hab ich mehr tatsächlich /ehmm/ so Leben für mich noch dann (59).

Die Aussagen der drei Pendlerinnen dokumentieren kritische Positionen gegenüber dem Modell der bürgerlichen Kleinfamilie, in der sich gerade Frauen aufopfernd der Familie verschreiben und genau dafür ein Stück „eigenes Leben“ (Ilona Karis) oder ihre Selbständigkeit aufgeben. An die Stelle der Gewissensprüfung kann also eine kritische Auseinandersetzung mit den Idealen der bürgerlichen Kleinfamilie treten.

Pendelnde Mütter ließen sich leicht unter den Prämissen neoliberaler Denklagen als neues Ideal derzeitiger Erwerbsbiografien vereinnahmen. Jedoch zeigt sich in den Interviews, dass die Gewissensprüfung auch in eine Kritik an den gegenwärtigen Bedingungen von Erwerbsarbeit münden kann. So ist für Sandrine Aaron der „Hauptvorteil des Pendelns ((lacht)) eigentlich, wenn es einen gibt“ (34), dass sich die Arbeitsteilung in Bezug auf die Kinder „überhaupt nicht so eingeschliffen hat“ (34). Zu merken, dass es den Kindern gut geht, auch wenn sie weg ist, entlastet Sandrine Aaron. Sie erzählt dazu beispielhaft von einem Treffen mit Freundinnen am Wochenende, bei dem es nicht „die Sekunde dessen, dass die Kinder gejammert haben oder so“ (38) gab. Für Sandrine Aaron wird weiterhin das Modell Pendeln zum Alltag gehören. Sie weiß, dass ihr Mann „rund um die Uhr“ (34) die Kinder versorgen kann und sie hat für sich die Gewissheit: „alles ist gut“ (20), auch wenn sie weg ist. Gerade diese Entlastung bereitet den Boden für eine Auseinandersetzung mit den eigenen Bedürfnissen und Wünschen. Hier öffnet sich ein Raum, der ein eigensinniges Begehren spürbar werden lässt. Daran werden dann die Spannungen aufgrund der strukturellen Bedingungen fassbar.

Das eine ist noch, was die brauchen, aber auch, wie viel Anwesenheit will ich //mhm// haben. Das weiß ich eben noch nicht und ich glaube, da spielt dann so alles dran, was so mein Selbstbild, was ist mir wichtig und .. worauf kann ich verzichten und wo nicht (76).

„Was ist mir wichtig?“ (76) verweist auf die normativen Rahmenbedingungen, denn wohin sie pendeln würde, ergibt sich vor dem Hintergrund ihrer Erwerbsarbeit. Sie ist nicht mehr bereit, bedingungslos den Mobilitätsanforderungen zu folgen. Mit den Bedingungen zu hadern und die Auseinandersetzung mit dem, was ihr wichtig ist und worauf sie verzichten kann, knüpft direkt an Verantwortungsbeziehungen im Sinne einer Sorge um sich und andere an. Sandrine Aaron sucht nach neuen Möglichkeiten. Auch Klara Theobald hat die Gewissheit, dass es allen gut geht in ihrer Abwesenheit:

Ich glaub' im Schnitt, im Schnitt geht es denen sehr gut. Ähm, und das ist mehr so, dass ich immer wieder mich frage, ‚was ist mir in meinem Leben denn eigentlich wichtig?‘. Was soll wie viel Bedeutung haben und wie viel Raum, zeitlich auch wie viel Raum bekommen (75).

Gerade weil es im Schnitt allen sehr gut geht, ist auch Klara Theobald in eine Auseinandersetzung mit den Bedingungen der Arbeitswelt verstrickt, denn die Frage „was ist mir in meinem Leben denn eigentlich wichtig?“ fragt nach einem „guten Leben“ und installiert Verantwortungsbeziehungen, die in einer Sorge um sich selbst zum Ausdruck kommen.

4. Schluss

Die hier ausgewählten Befunde aus den Interviews zeigen, dass die Abwesenheit von der Familie gut legitimiert werden muss. Ein Arbeiten-gehen-Müssen sowie ein Leiden (an der Situation) sind die zentralen Muster der Legitimierung. Wenn die Legitimationen eingehender in den Blick genommen werden, verweisen sie auf spezifische Relationen in den sozialen Dimensionen der Normativität: Anerkennung und Verantwortung. Dementsprechend eignen sich diese Dimensionen, um die Bewegungen an den Grenzen der Geschlechterordnung in ihrer Ambivalenz darzustellen. Darüber hinaus werden aber nicht nur die alltäglichen Widersprüchlichkeiten deutlich, sondern auch Möglichkeiten der Überschreitung und Verschiebung von Grenzen. So zeigt sich beispielsweise, dass eine geschlechtlich organisierte Arbeitsteilung nicht (mehr) machbar ist und damit auch die Praxen der Fürsorge zur Disposition stehen. Schließlich übernimmt der Partner die Versorgung der Kinder und des Haushalts, wenn die Frauen an ihrem Arbeitsort sind. Oder auch, dass die Abwesenheit eine Erfahrung ist, die auf ein eigensinniges Begehren aufmerksam machen kann und damit Bedürfnisse spürbar werden, die in der binär-hierarchischen Geschlechterordnung dem jeweils anderen Geschlecht vorbehalten sind. Die Erfahrung der Abwesenheit kann als eine Chance auf Selbstbestimmung wahrgenommen werden, auf eigene Rhythmen und Räume für und mit sich selbst aufmerksam machen. Diese Aspekte des Pendelns sind jedoch mit der Legitimation über Zwang nicht vereinbar. Eine „Lust an der Abwesenheit“ ist keine legitime Option. Und dennoch liegt gerade hierin eine Chance, verantwortlicher für seine Alltagshandlungen zu werden. Wenn das Begehren im Alltag von Bedeutung sein darf, es nicht unartikuliert bleiben muss, können Verantwortungsbeziehungen, die sich in einer Sorge um sich selbst ausdrücken, eingegangen und den beschränkenden Selbstverhältnissen zur Seite gestellt werden. Besonders deutlich wird hier, dass an die Stelle der vergeschlechtlichen und vergeschlechtlichten Gewissensprüfung dann eine kritische Position gegenüber den gegenwärtigen Idealen und Normen treten kann.

Für die Gleichstellungsarbeit bedeutet das, anzuerkennen, dass in den Praxen von Paaren bereits ein kreativer Umgang mit den alltäglichen, widersprüchlich anmutenden gesellschaftlichen Bedingungen gelebt wird. Die Beharrlichkeit der normativen Ebene bleibt aber weiterhin zu verantworten. Eine (Forschungs-)Perspektive auf das einzunehmen, was die Einzelnen tatsächlich tun, ermöglicht so, bereits gelebte Praxen als eine Kritik an den beschränkenden Bedingungen zu erkennen und wahrzunehmen. Die nach wie vor geltende hegemoniale Vorstellung, dass Frauen in der Familie stets anwesend sein sollen, erschwert die Artikulation von realen Erfahrungen der Pendlerinnen. Damit bleiben ihre spezifischen Anstrengungen unsichtbar, wie es in den Auseinandersetzungen mit den

beständigen Hinterfragungen ihrer Lebensweise aufgezeigt wurde. Dasselbe gilt für die Anstrengung, sich von den Anrufungen zu distanzieren, damit eine Gewissensprüfung nicht zu dem Schluss führt „eigentlich gehöre ich nach Hause, es ist für *alle* besser so!“ Denn gerade die Erfahrungen pendelnder Mütter belegen, dass es durchaus als ein Zugewinn an Lebensqualität verstanden werden kann, wenn Mütter sich aus den beschränkenden Selbstverhältnissen lösen können. Gelingt es den Frauen, sich aus der alleinigen Verantwortung für die Kinder loszulösen und der Sorge um sich selbst nachzugehen, fügen sie dem Bestehenden etwas hinzu. Wenn Mütter pendeln und regelmäßig Abwesenheitszeiten von ihrer Familie haben, müssen die Väter mehr Erziehungs- und Fürsorgetätigkeiten übernehmen. Hier besteht der Bedarf, weibliche Konnotationen von Care zu überdenken und auch fürsorgende Männer in den Blick zu nehmen. Denn es handelt sich keineswegs um einen einfachen Rollentausch, vielmehr sind auch die neuen Arrangements stets ausbalancierungsbedürftig und zum Teil auch immer wieder umkämpft. Wird die Abwesenheit von Müttern als ein unfreiwilliger Verzicht thematisiert, können Freiräume, Autonomie und Selbstsorge nur schwer in den Blick kommen. Gerade diese Momente der Ermächtigung führen jedoch zu einer teilweisen Verschiebung hegemonialer Vorstellungen von Mütterlichkeit, denn eine Mutter, die auch gerne abwesend ist, lässt sich nicht mehr bruchlos in die traditionellen Vorstellungen von Mütterlichkeit einfügen.

Literatur

- Allerkamp, A. (2005): Anruf, Adresse, Appell. Figurationen der Kommunikation in Philosophie und Literatur. Bielefeld.
- Althusser, L. (1977): Ideologie und ideologische Staatsapparate. Anmerkungen für eine Untersuchung, in: Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie. Hamburg. S. 108-153.
- Beck-Gernsheim, E. (1980): Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie. Frankfurt a. M.
- Bereswill, M./Neuber, A. (2010): Marginalisierte Männlichkeit, Prekarisierung und die Ordnung der Geschlechter. In: Lutz, H./Vivar, M./Supik, L. (Hrsg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. Wiesbaden. S. 85-104.
- Butler, J. (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a. M.
- Butler, J. (2001): Psyche und Macht: das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt a. M.
- Butler, J. (2007): Kritik der ethischen Gewalt. Frankfurt a. M.
- BMFSFJ (2011) (Hrsg.): Managerinnen 50plus. Karrierekorrekturen beruflich erfolgreicher Frauen in der Lebensmitte. Berlin.
- Connell, R. W. (1999): Der gemachte Mann. Opladen.
- Ehnis, P. (2008): Hegemoniale Mütterlichkeit. Vom selbstverständlichen Einverständnis in die geschlechtstypischen Arbeitsteilung nach der Geburt eines Kindes. In: Marburger Gender-Kolleg (Hrsg.): Geschlecht Macht Arbeit. Interdisziplinäre Perspektiven und politische Intervention. Münster. S. 56-70.
- Flügel-Martinsen, O. (2013): Subjektivierung: Zwischen Unterwerfung und Handlungsmacht. In: Brodacz, A./Hammer, S. (Hrsg.): Variationen der Macht. Baden-Baden. S. 97-113.
- Foucault, M. (1981): Archäologie des Wissens, Frankfurt a. M.

- Foucault, M. (1987): Das Subjekt und die Macht. In: Dreyfus, H. L./Rabinow, P.: Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt a. M. S. 243-261.
- Foucault, M. (1993a): Von der Subversion des Wissens: mit einer Bibliographie der Schriften Foucaults. Frankfurt a. M.
- Foucault, M. (1993b): Technologien des Selbst, in: ders./Martin, Rux/Martin, Luther H./Paden, William E./Rothwell, Kenneth S./Gutman, Huck/Hutton, Patrick H.: Technologien des Selbst. Frankfurt a. M. S. 24-62.
- Foucault, M. (1994): Dits et Ecrits 1954–1988, Bd. 2: 1970–1975. Defert, D./Ewald, F. (Hrsg.). Paris.
- Geissler, B./Oechsle, M. (1996): Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe. Weinheim.
- Hall, S. (1994): Der Westen und der Rest. Diskurs und Macht. In: Hall, S. (Hrsg.): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften, Bd. 2. Hamburg. S. 137-179.
- Hausen, K. (1976): Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, W. (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart. S. 363-393.
- Jurczyk, K. (2008): Geschlechterverhältnisse in Familie und Erwerb: Widersprüchliche Modernisierungen. In: Wilz, S. (Hrsg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. Wiesbaden. S. 63-103.
- Keller, R. (2008): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegungen eines Forschungsprogramms. 2. Auflage. Wiesbaden.
- Kerschgens, A. (2009): Die widersprüchliche Modernisierung der elterlichen Arbeitsteilung. Alltagspraxis, Deutungsmuster und Familienkonstellation in Familien mit Kleinkindern. Wiesbaden.
- König, T. (2012): Familie heißt Arbeit teilen. Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung. Konstanz.
- Limmer, R. (2005): Berufsmobilität und Familie in Deutschland. In: Zeitschrift für Familienforschung, Jg. 17, Heft 2. S. 8-26.
- Maihofer, A./Böhnisch, T./Wolf, A. (2001): Wandel der Familie. Arbeitspapier 48. Zukunft der Gesellschaft. Hans Böckler Stiftung (Hrsg.). Düsseldorf.
- Maihofer, A. (2007): Gender in Motion. Gesellschaftliche Transformationsprozesse – Umbrüche in den Geschlechterverhältnissen? Eine Problemskizze. In: D. Grisard/J. Häberlein/A. Kaiser/S. Saxer (Hrsg.): Gender in Motion. Die Konstruktion von Geschlecht in Raum und Erzählung. Frankfurt a. M. S. 218-315.
- Maihofer, A. (2015): Sozialisation und Geschlecht. In: Hurrelmann, K./Bauer, U./Grundmann, M./Walper, S. (Hrsg.): Handbuch Sozialisationsforschung. Pädagogik. Weinheim. S. 630-658.
- Meuser, M. (2001): Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit. In: Schriften des Essener Kollegs für Geschlechterforschung, Jg. 1, Heft 2.
- Meuser, M. (2006): Vereinbarkeitsmanagement: Zuständigkeiten und Karrierechancen bei Doppelkarrierepaaren. In: Rehberg, K.-S. (Hrsg.): Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilbd. 1 und 2. Frankfurt a. M. S. 4713-4722.

- Reuschke, D. (2010): Berufsbedingtes Pendeln zwischen zwei Wohnsitzen – Merkmale einer multilokalen Lebensform in der Spätmoderne. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft. Jg. 35, Heft 1. S. 135-164.
- Rieger, M. (1997): Ästhetik der Existenz? Eine Interpretation von Michel Foucaults Konzept der „Technologien des Selbst“ und der „Essaia“ von Michel de Montaigne. Münster/New York/München/Berlin.
- Schier, M. (2010): Multilokaler Alltag beruflich mobiler Eltern. (K)ein Handlungsfeld für die betriebliche Gestaltung? In: Brandt, C. (Hg.): Mobile Arbeit – Gute Arbeit? Arbeitsqualität und Gestaltungsansätze bei mobiler Arbeit. Berlin. S. 101-116.
- Schulz, F./Blossfeld, H.-P. (2006): Wie Verändert sich die häusliche Arbeitsaufteilung im Eheverlauf? Eine Längsschnittstudie der ersten 14 Ehejahre in Westdeutschland. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 58, Heft 1. S. 23-49.
- Schneider, N./Limmer, R./Ruckdeschel, K. (2002): Berufsmobilität und Lebensform. Sind berufliche Mobilitätsanfordernisse in Zeiten der Globalisierung noch mit Familie Vereinbar? Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Band 208. Stuttgart.
- Scholz, S. (2004): „Hegemoniale Männlichkeit“ – Innovatives Konzept oder Leerformel? In: Hertzfeldt, H. (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse: Analysen aus Wissenschaft, Politik und Praxis. Berlin. S. 33-45.
- Seehaus, R. (2014): Die Sorge um das Kind. Eine Studie zu Elternverantwortung und Geschlecht. Opladen.
- Strauss, A./Corbin, J. (1996): Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim.
- Tolasch, E. (2016): Die protokollierte gute Mutter in Kindstötungsakten. Eine diskursanalytische Untersuchung. Wiesbaden.
- Träger, J. (2009): Familie im Umbruch. Quantitative und qualitative Befunde zur Wahl von Familienmodellen. Wiesbaden.
- Ullrich, C. 1999: Deutungsmusteranalyse und diskursives Interview. In: Zeitschrift für Soziologie. Jg. 28, Heft 6. S. 429-447.
- Villa, P.-I. (2006): Scheitern – ein produktives Konzept zur Neuorientierung der Sozialisationsforschung? In: Bilden, H./Dausien, B. (Hrsg.): Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte. Opladen/Farmington Hills. S. 219-238.
- Vossenkuhl, W. (2006): Die Möglichkeit des Guten. Ethik im 21. Jahrhundert. München.
- Wengler, A./Trappe, H./Schmitt, C. (2009): Alles wie gehabt? Zur Aufteilung von Hausarbeit und Elternaufgaben in Partnerschaften. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, Jg. 34, Heft 1-2, S. 57-78.
- Wrana, Daniel/Langer, Antje (2010): Diskursforschung und Diskursanalysen. In: Friebertshäuser, B./Langer, A./Prenzel, A. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft (Neuaufgabe). Weinheim/München. S. 335-349.

Katharina Wojahn

Fakultät für Soziologie

Universität Bielefeld

katharina.wojahn@web.de

Frauenfußball und Weiblichkeit

Tanja Reißig

Anlässlich der diesjährigen Frauen-Fußball-WM rücken Themen wie Gleichberechtigung im Sport, Spielerinnengehälter und Weiblichkeitsideale erneut ins Interesse der Medien. Darunter fallen auch Themen wie die Darstellung von Weiblichkeit im Frauenfußball und die Problematik der Verbindung dieser Aspekte (vgl. Stokowski 2019). 1995 erklärte Joseph Blatter, zu dem Zeitpunkt noch Generalsekretär des Fußballweltverbandes FIFA, bezüglich der damaligen Frauen-Fußball-WM in Schweden, die Zukunft des Fußballs sei weiblich (vgl. Krull 2007; Fiedler/Schmid 2015). Damit meinte er die steigende Beliebtheit des Fußballsports unter Mädchen und Frauen (vgl. Faust/Assmann 2014: 145). Tatsächlich hat Frauenfußball in den letzten Jahren zwar enorm an Bedeutung gewonnen, dennoch ist dieser im Vergleich zum Männerfußball immer noch deutlich weniger angesehen (vgl. Müller 2009: 297f; Sobiech/Ochsner 2012a: 5). Vor Beginn der Frauen-Fußball-WM 2011 gab es vermehrt Werbeauftritte der Nationalspielerinnen mit der Zielsetzung des Deutschen Fußball-Bundes (DFB), dem Frauenfußball mehr Popularität zu verleihen (vgl. Faust/Assmann 2014: 154). Im Zuge dieser Auftritte erscheint die Darstellung von Weiblichkeit der Sportlerinnen unter Einsatz ihrer Körper problematisch, wie im Folgenden gezeigt wird (vgl. ebd.: 145). Kann Frauenfußball als Praxis des queering aufgefasst werden? Oder reproduzieren Inszenierungen von Fußballspielerinnen die binäre Geschlechterordnung? Um diese Fragen zu beantworten, werden Weiblichkeitskonstruktionen im Frauenfußball mit Bezug auf Konzepte von Pierre Bourdieu (1997) und auf Praktiken des queering kontextualisiert. Diese theoretischen Verortungen werden anhand der Analyse des Titelbildes einer Fotostrecke des Magazins *Playboy* aus dem Jahr 2011, das einige Spielerinnen aus dem damaligen Kader zeigt, veranschaulicht.

1. Sportliche Spiele

1.1 Habitus, ernste Spiele und schmeichelnde Spiegel

Um einen Einblick in die Konstruktion von Weiblichkeit im Frauenfußball zu gewinnen, wird der Diskurs der binären Geschlechterordnung mit Hilfe der theoretischen Konzepte von Bourdieu dargestellt. Der Habitus wird als eine Instanz im Individuum bezeichnet,

in die Denk- und Sichtweisen, Wahrnehmungsschemata, Prinzipien des Urteilens und Bewertens eingelagert sind, die unser Handeln, alle expressiven, sprachlichen, praktischen Äußerungen strukturieren (Krais 2014: 166).

Dabei lässt sich der Habitus nicht nur auf die Einprägung von Wissen und Erinnerungen, den Geist oder das Bewusstsein des Menschen reduzieren, sondern bezieht den Körper mit ein, denn die „Menschen sind als körperliche Wesen in der Welt, und so ist soziales Handeln immer auch körperliches Handeln“ (Krais 2011: 38) (vgl. Bourdieu 1997: 166). Der sozialisierte Körper ist nicht als Gegenteil von Gesellschaft zu sehen, sondern als eine ihrer Existenzformen. Er ist „das Körper

gewordene Soziale“ (Bourdieu/Wacquant 1996: 161, zit. n. Kraus 2011: 39). Soziales Handeln ist demnach nicht etwas, das sich nur auf die Ebene des Bewusstseins bezieht, denn oft handelt das Individuum intuitiv (vgl. Kraus 2014: 166). Vielmehr sorgt der Habitus dafür, dass wir oft intuitiv wissen, wie wir uns zu verhalten haben (vgl. Villa 2011: 65). Der Habitus einer Person bezieht sich immer auf den sozialen Kontext, er existiert nicht für sich und bewirkt, dass wir uns in der Welt zurechtfinden. Er ist dabei in eine flexible, nicht mechanische Logik eingebunden, in ein System von Anordnungen, das unentwegt mit neuen Erfahrungen konfrontiert und von diesen beeinflusst wird. Der Mensch soll als vergesellschaftetes und zugleich handelndes, denkendes und fühlendes Individuum angesehen werden, welches in seinem Handeln die Welt herstellt und zugleich von ihr hergestellt wird (vgl. Kraus 2014: 166).

Auch die Geschlechterdifferenzierung wird „gemäß den praktischen Schemata des Habitus wahrgenommen und konstruiert“ (Bourdieu 1997: 174). Sie stellt eine der wichtigsten Kategorisierungen dar, denn die Menschen werden von Geburt an in zwei einander ausschließende Klassen eingeteilt. Diese Einteilung ist umso wirksamer, als sie sich im Sozialisationsprozess einschreibt und im Habitus manifestiert (vgl. Kraus 2011: 38f.). Dabei ist die Geschlechterordnung eine „willkürliche Konstruktion des Biologischen und insbesondere des –männlichen und weiblichen – Körpers, seiner Gebrauchsweisen und seiner Funktionen“. Diese Ordnung erscheint als selbstverständlich, da sie ein „scheinbar natürliches Fundament“ hat (Bourdieu 2005: 44). Der biologische Unterschied zwischen dem männlichen und dem weiblichen Körper und besonders der anatomische Unterschied zwischen den Sexualorganen erscheinen als unanfechtbare Rechtfertigung des gesellschaftlich konstruierten Unterschieds zwischen den Geschlechtern (vgl. Bourdieu 1997: 169). Der Habitus erzeugt dabei „gesellschaftlich vergeschlechtlichte Konstruktionen der Welt und des Körpers“ (Bourdieu 1997: 167). Die soziale Welt konstruiert durch eine permanente Formierungsarbeit den Körper als vergeschlechtlichte Wirklichkeit und als Speicher von vergeschlechtlichenden Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien, welche wiederum auf den Körper in seiner biologischen Realität angewendet werden. Der Habitus ist im Subjekt vor allem aufgrund seiner „somatischen Dimension“ (Villa 2011: 67) angesiedelt. Die Somatisierung dieser Einteilung führt zur Konstruktion des Unbewussten und zur „Institution von zwei unterschiedlichen ‚Naturen‘, d.h. von zwei Systemen naturalisierter sozialer Unterschiede“ (Bourdieu 1997: 162). Bourdieu spricht hier vom vergeschlechtlichten bzw. vergeschlechtlichenden Habitus als die Kategorisierung in Geschlechter und dessen Inkorporierung als eine naturalisierte gesellschaftliche Konstruktion, die als Naturfundiertheit der willkürlichen Teilung erscheint. Der Körper, vor allem der geschlechtliche Körper, wird also nicht als natürlich geschlechtlich, sondern als vergeschlechtlicht (gesellschaftlich konstruiert) betrachtet (vgl. Bourdieu 2005: 11; Bourdieu 1997: 167; Villa 2011: 70).

Trotz vieler historischer Veränderungen der Geschlechterordnung wird die relative Position von Männern und Frauen immer wieder reproduziert. Frauen werden regelmäßig ‚niedrige‘ Tätigkeiten zugewiesen, Männern hingegen wird es vorbehalten, sich um die ‚wichtigen Dinge‘ zu kümmern. Dabei gelten als Bezugspunkt für ‚niedrige‘ bzw. ‚weibliche‘ Tätigkeiten die Tätigkeiten des Mannes. Es sind Bereiche, in denen es durch das Setzen von Maßstäben, Denk- und Wahrnehmungskategorien um das Eingreifen in die soziale und kulturelle Ordnung geht und welche die Geschlechterordnung der Gesellschaft als Domänen männlichen Gestaltungswillens vorgesehen hat (vgl. Kraus 2011: 43; Meuser 2001: 5). Hierzu zählen auch Fußballstadien, Fußballspiele und Fußballtraining oder anders:

der Fußballsport (der Männer). Denn hier finden die den Männern vorbehaltenen ‚ernsten Spiele des Wettbewerbs‘ (Bourdieu 1997: 203) statt, in welchen sich ‚Männlichkeit‘ formt und der männliche Habitus konstruiert und vollendet wird (vgl. Bourdieu 1997: 203; Kraus 2011: 43; Meuser 2001: 6ff.). In diesen Räumen sorgt die homosoziale Gemeinschaft dafür, dass die Spielregeln in das inkorporierte Geschlechtswissen der männlichen Akteure und somit in den vergeschlechtlichten Habitus eingeht (vgl. Meuser 2008: 5174ff.).

Für die Konstitution von Männlichkeit nehmen Frauen eine marginale, aber nicht unwichtige Position ein: Sie sind von den Spielen ausgeschlossen und werden auf eine untergeordnete Position als Zuschauerinnen oder als ‚schmeichelnde Spiegel‘ verwiesen. Als solche werfen sie dem Mann das vergrößerte Bild seiner selbst zurück, dem er sich angleichen soll und will (vgl. Bourdieu 1997: 203; Meuser 2001: 5). Frauen dienen somit als Ursprung der Anerkennung. Durch die Spiele, aber auch durch die Reaktionen der Frauen als schmeichelnde Spiegel wird die Hierarchie zwischen den Geschlechtern wiederum reproduziert. Die Frauen geben in der Annahme der Rolle des schmeichelnden Spiegels ihr Einverständnis zur herrschenden Rollenverteilung. Die auf die Geschlechterdifferenzierung gerichtete Sozialisation bestimmt die Männer dazu, die Machtspiele zu lieben und die Frauen dazu, die Männer, die die Spiele spielen, zu lieben (vgl. Bourdieu 1997: 201ff; Meuser 2001: 8).

In den ernsten Spielen des Wettbewerbs geht es darum, unter großem Einsatz die männliche Ehre zu verteidigen und die eigene Männlichkeit stetig unter Beweis zu stellen. Das fundamentale Prinzip der Konstruktion und Reproduktion von Männlichkeit gründet sich auf eine doppelte Abgrenzung, einerseits gegenüber Frauen und andererseits gegenüber anderen Männern (vgl. Meuser 2001: 6f. und 20).

Die homosozialen Gemeinschaften fundieren somit habituelle Sicherheit und verstärken die Grenzen zwischen den Geschlechtern, denen sie auf der anderen Seite ihre Existenz verdankt. Die Geschlechterordnung unterliegt einem sich zunehmend beschleunigenden Transformationsprozess. Im Zuge dieses Wandels öffnen sich verschiedene gesellschaftliche Bereiche, die lange Männern vorbehalten waren, für Frauen. Frauen nehmen gleichzeitig in zunehmend geringerem Maße die Position der schmeichelnden Spiegel ein und spielen selbst (Fußball). Diese Entwicklungen können Unsicherheiten seitens der Männer hervorrufen, denn es stellt sich die Frage, wie der männliche Habitus unter den veränderten Bedingungen hergestellt wird. Zudem kann dies für Männer zur Konsequenz haben, sich im öffentlichen Raum mit der Konkurrenz von Frauen konfrontiert und möglicherweise in ihrer Männlichkeit bedroht zu sehen (vgl. Meuser 2001: 7ff). Eine derartige ‚Gefahr‘ stellt in gewisser Weise auch der Frauenfußball dar.

1.2 Queer Theory

‚Queer‘ wird als ein Sammelausdruck für ein Bündnis sexueller Randgruppen gebraucht. Und er dient zur Bezeichnung eines neuen theoretischen Konzepts, welches sich aus den ‚schwul-lesbischen Studien‘ entwickelt hat. Wesentlich ist dem Begriff die Unbestimmtheit bzw. seine Elastizität (vgl. Jagose 2001: 13f; Eng 2006: 50). Das Phänomen beruht darauf, dass es sich gegen eine klare Definition sträubt und keinen Anspruch auf ein scharf umgrenztes Sachgebiet erheben möchte, denn „je mehr die Queer Theory zu einer normativen akademischen Disziplin wird, desto unglaubwürdiger

wird ihr Anspruch, queer zu sein“ (Halperin 1995: 113, zit. n. Jagose 2001: 13). Durch die Verweigerung einer Eingrenzung kann queer eine Verbindung zum Widerstand gegen alles, was das ‚Normale‘ ausmacht, aufrechterhalten (vgl. Jagose 2001: 128). Queer beschreibt somit Modelle, die Brüche im scheinbar stabilen Verhältnis zwischen gelebtem Geschlecht und sexuellem Begehren hervorheben (vgl. ebd.: 15). Die Queer Theory geht von der wechselseitigen Stabilisierung von Heterosexualität und der binären Geschlechterordnung aus und untersucht, wie Heterosexualität in Körper, Geschlechter- und Gesellschaftsverhältnisse eingeschrieben ist, ohne unbedingt sichtbar zu werden (vgl. Hark 2010: 110f). Heteronormativität basiert demnach auf der Annahme, dass Heterosexualität als sexuelles und soziales Verhalten und als Essentielles der Identität die Norm darstellt und als natürliche Grundlage des Menschseins gelte. So entsteht eine repressive Gesellschafts-, Denk- und Zeichenordnung, die auf Binarismen des Geschlechts (Mann/Frau) und der Sexualität (heterosexuell/homosexuell) beruht. Andere Identitätsformen werden zur ‚Abweichung‘ erklärt und unterliegen teilweise immer noch alltäglichen Diskriminierungen (vgl. Kraß 2007: 136; Schaaf 2012: 139f; Eng 2006: 51).

Queer konzentriert sich auf die Aspekte des biologischen Geschlechts (sex), des sozialen Geschlechts (gender) und des Begehrens. Es lenkt den Blick dorthin, wo diese drei Kategorien scheinbar nicht zusammenpassen (vgl. Jagose 2001: 15). Dementsprechend wird queer häufig als Infragestellung der Vorstellungen von sexueller Identität verstanden, da die Kategorien, Gegensätze und Gleichsetzungen dekonstruiert werden, welche Identitäten erhalten (vgl. Jagose 2001: 124).

Folglich bezeichnet queering

Praktiken, die von der heterosexuellen auf die Geschlechterpolarität hin ausgerichteten Körper- und Handlungsnorm abweichen, und dadurch deren Kontingenz sichtbar machen, sich jedoch gleichzeitig auch jeglicher sexueller oder geschlechtlicher Zuordnung im Sinne der Identitätspolitik verwehren (Faust/Assmann 2014: 146).

Queering kann sich innerhalb eines Bereiches, der von der Gesetzmäßigkeit der Heteronormativität geprägt ist, vollziehen und auf diese Weise dessen Normen von innen heraus destabilisieren. Indem sich also Praktiken des queering der bestehenden Kategorien des Diskurses über ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘ auch und vor allem im Fußball bedienen, haben sie die Möglichkeit, diese mitzubestimmen und zu verändern (vgl. Faust/Assmann 2014: 146; Eng 2006: 52).

2. Fußball und Geschlecht

2.1 Die Konstruktion von Weiblichkeit im Frauenfußball

Dass Frauenfußball immer noch nicht die gleiche Popularität wie Männerfußball genießt, hängt auch mit normativen Geschlechterzuschreibungen zusammen, wonach Weiblichkeit mit einer Stilisierung des Aussehens und erotischer Ausstrahlung gleichgesetzt wird, während Männlichkeit mit Kraft und Durchsetzungsvermögen verbunden wird. Fußballsport ist maßgeblich von einer männlichen Ordnung strukturiert, welche der Produktion und Inszenierung von Männlichkeit gilt. Die Definition des Fußballs als Männersport erklärt zugleich, was als legitime Art gilt, Fußball zu spielen (vgl.

Sobiech/Ochsner 2012b). Anders als in anderen gesellschaftlichen Teilbereichen gilt im Sport der Körper als konstitutives Merkmal (vgl. Müller 2009: 311). Somit erlangt die soziale Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit besondere Aufmerksamkeit. Aufgrund der Auffassung, dass Frauen Männern gegenüber körperlich unterlegen seien, erscheint eine Verknüpfung dieses Merkmals mit Leistungserwartungen plausibel. So werden Frauen- und Männerfußball als unterschiedliche Sportarten aufgefasst (vgl. Sobiech/Ochsner 2012b: 10f; Müller 2009: 311). Der biologische Unterschied zwischen Männern und Frauen dient als natürliche Rechtfertigung der Geschlechtertrennung im Fußball (vgl. Müller 2009: 306; Bourdieu 2005: 22f.).

Frauen als Fußballerinnen stehen unter dem Druck, zugleich sportlich und weiblich sein zu müssen. Keiner der beiden Aspekte darf überwiegen, beide müssen im Ausgleich zueinander stehen. Wenn sich Fußballerinnen zu ‚männlich‘ verhalten, verlieren sie ihre weiblichen Attribute und werden als ‚Mannweib‘ abqualifiziert, verhalten sie sich jedoch zu ‚weiblich‘, erscheinen sie für den Sport ungeeignet (vgl. Sobiech 2012: 176; Pfister 2011: 73). Um Weiblichkeit, die auf dem Fußballplatz verloren gehen könnte, zurückzuerobern, muss sie in anderen Bereichen konstruiert werden (vgl. Groll/Diehr 2012: 134f.).

Der Fußballsport – als Mittel der Konstruktion von Männlichkeit und Ort der ersten Spiele zur Inkorporierung des männlichen Habitus und die den Frauen dort zugewiesene marginalisierte Position der schmeichelnden Spiegel – aktualisiert die Geschlechterdifferenzierung durchgehend. Sport, insbesondere Fußball, spiegelt eindrücklich die Verschmelzung biologischer Voraussetzungen und soziokultureller Praktiken, auf welcher die heteronormative Geschlechterordnung basiert. Sport stellt in gewissem Maße den Vergrößerungsspiegel der Geschlechtsunterschiede dar (vgl. Faust/Assmann 2014: 147f.). Maskulinität und Feminität sind keine festgeschriebenen Körper- oder Charaktereigenschaften, sondern

a product of discourse, practices, and social re-lations that construct the situation of women in patriarchal societies in ways that typically disable women in relation to men (Whitson 2002: 229, zit. n. Faust/Assmann 2014: 147f.).

Untersucht man mit den oben vorgestellten theoretischen Ansätzen Konstruktionen von Weiblichkeit im Frauenfußball, kann Sport als ein Raum gelten, in dem Geschlechtergrenzen aufgeweicht werden. Denn hier nehmen Frauen ‚männlich‘ besetzte Körper- und Bewegungsformen an und entziehen sich so gesellschaftlichen Erwartungen an ihre ‚weibliche‘ Geschlechtlichkeit. Sportliche Aktivitäten des weiblichen Körpers enthalten von vorneherein ein transgressives Potential, da dort Körperpraktiken verlangt werden, die den Normen des männlichen Körpers entsprechen sollen (vgl. Faust/Assmann 2014: 148ff. und 163). Durch das Eintreten von Frauen in ehemals homosoziale Räume gerät zudem das Vertrauen in die herrschende Männlichkeit ins Wanken und erscheint unklar und brüchig (vgl. Meuser 2001: 8f. und 17).

Frauenfußball kann somit also als eine Praxis des queering aufgefasst werden, da gegen die Normen der dichotomen Geschlechterordnung verstoßen wird und deren starre Strukturen aufgeweicht werden. Durch Körperpraktiken, die nicht den herrschenden Erwartungen an ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ entsprechen, können innerhalb des Sports Räume für verschiedene geschlechtliche Identitäten geschaffen werden. Die Anwesenheit von Frauen im Fußballsport birgt Potential für

alternative Bedeutungsproduktionen von Geschlecht, da Fußballerinnen gleichzeitig als Frauen und entgegen den Erwartungen an Frauen handeln. „Der Frauenfußball durchbricht per se den geschlechtsfixierten Raum“ (Marschik 2003: 375, zit. n. Faust/Assmann 2014: 149). Dies erscheint widersprüchlich, da Frauenfußball als ein im besonderen Maße geschlechtsfixierter Raum erscheint, der die Weiblichkeit der Spielerinnen immer wieder betont. Jedoch basiert diese Geschlechtsfixierung gerade auf der potentiellen Destabilisierung der binären Geschlechterordnung durch Fußballerinnen. Diese Verunsicherungen bezüglich der geschlechtlichen und sexuellen Einteilung führen zu Bestrebungen der Vereindeutigung (vgl. Faust/Assmann 2014: 148f).

Wenn Frauen beginnen, einen ‚Männersport‘ auszuüben, sind oft Reaktionen von Abwertungen jeglicher Art zu beobachten, beispielsweise Lächerlich-Machen oder Leistungsabwertungen. Zudem kommt es auch zu Diskriminierungen, etwa in Form von Verboten, Einschränkungen oder geringer Bezahlung. Möglich ist aber auch, dass in einem solchen Fall die Weiblichkeit in besonderem Maße betont wird. Dies kann durch die Athletinnen selbst erfolgen, beispielsweise durch eine besonders feminine Gestaltung ihres äußeren Erscheinungsbildes. Das Herausstellen von Weiblichkeit kann jedoch auch durch die Medien erfolgen (vgl. Alfermann 2008: 99).

Bei sportlichen Großereignissen legen die Medien in der Regel den Fokus auf die sportlichen Leistungen, Spielstatistiken, Taktiken und Techniken. Im Vorfeld der Frauen-Fußball-WM konzentrierten sich die Medien jedoch auf das Aussehen, die sexuelle Orientierung und das Privatleben von Spielerinnen (vgl. Groll/Diehr 2012: 124f.). Auch verschiedene (werbewirksame) Medienauftritte des DFB nehmen insbesondere Bezug auf die Weiblichkeit und Heterosexualität der Spielerinnen. Mit dieser Feminisierung des Frauenfußballs sollte das ‚Mannweiber-Klischee‘ widerlegt und gegen das Bild der ‚attraktiven Fußballerin‘ ausgetauscht werden. Auf diesem Weg sollte das Interesse von Öffentlichkeit, potentiellen Sponsoren und Medien geweckt werden.

Vor allem die Medien griffen die marketingstrategische Sexuierung der Sportlerinnen auf (vgl. Faust/Assmann 2014: 154; Schaaf 2012: 139; Sobiech 2012: 176). Die Spielerinnen erbringen auf diesem Weg einen Nachweis von anerkannter Femität, die klar heterosexuell markiert ist. Dies erscheint notwendig, da die Gesellschaft von Heteronormativität durchzogen ist und die heterosexuelle Lebensweise die soziale Norm darstellt und andere Identitätsformen als abweichend gelten (vgl. Schaaf 2012: 139f.). Um stärkere mediale Berücksichtigung zu erhalten, stellt sich die Möglichkeit dar, Weiblichkeit, die Spielerinnen auf dem Spielfeld abgesprochen wird, abseits davon wiederherzustellen. Dazu wird auf Gender-Marker bzw. Genderattribute und genderkonformes Verhalten zurückgegriffen. Über den Einsatz weiblich konnotierter Kleidung, Nagellack, Make-up, Schmuck und Frisuren wird das heteronormative Körperideal verfolgt und Weiblichkeit und heterosexuelle Orientierung unter Beweis zu stellen versucht. Damit hängt gegebenenfalls auch das bewusste Verschweigen von Homosexualität zusammen (vgl. Schaaf 2012: 143). Ein ‚Outing‘ zieht zwar nicht zwangsläufig negative Reaktionen nach sich, da Fußball spielende Frauen immer schon als Abweichung von der Norm gelten und Homosexualität ein Argument liefert, warum Frauen Fußball spielen, doch eine Steigerung der medialen Aufmerksamkeit kann dadurch nur schwer erlangt werden (vgl. Sobiech 2012: 176).

2.2 Die *Playboy*-Kampagne anlässlich der WM 2011

Ein Zeichen für marketingstrategische Inszenierungen von Heterosexualität ist eine im Vorfeld der Frauen-Fußball-WM 2011 erschienene Fotostrecke im *Playboy* (vgl. Faust/Assmann 2014: 154). Exemplarisch soll hier das Titelbild dieser Kampagne vorgestellt werden, um zu zeigen, auf welche Weise Weiblichkeit hier vermittelt wird.



Abbildung 1: Titelbild der Fotostrecke „Nationalspielerinnen“ aus *Playboy* Juli 2011
(Quelle: List/Stadler 2011: 28f.)

Als Grundlage der Analyse diente die qualitative Bildanalyse nach Bohnsack (2009). Dabei wird eine formulierende Interpretation vorgenommen, welche der Frage nachgeht, was auf dem Bild dargestellt wird. Anschließend folgt eine reflektierende Interpretation, die nach dem ‚Wie‘, also der Herstellung der Abbildung fragt. In unserem Beispiel wird die Bedeutung der abgebildeten Körper, Mimiken und Gebärden innerhalb eines größeren Rahmens eingeordnet.

Die fünf abgebildeten Fußballerinnen sind verteilt über die Fläche abgebildet, jede an einer anderen Position mit unterschiedlichen Körperhaltungen, die eine Bewegung suggerieren. Es befinden sich zudem verschiedene Utensilien des Fußballsports auf der Abbildung. Die Sportlerinnen lassen sich auf zwei einander zugewandte Untergruppen aufteilen: eine der Spielerinnen befindet sich rechts und die anderen vier Spielerinnen weiter links im Bild. Letztere haben wenig und leicht Kleidung an, die als Hinweis auf Fußballtrikots dienen können. Die Einzelperson rechts im Bild ist nackt. Es sind Personen derselben Altersgruppe abgebildet, bei denen es sich auch um Freundinnen handeln könnte. Die angedeuteten Bewegungen lassen auf ein ‚Spielen‘ oder ‚Rumalbern‘ schließen.

Bei der Analyse des Bildes können zwei Szenerien ausdifferenziert werden. Links befindet sich die Szenerie, in der sich vier Frauen befinden, die allesamt Kleidung tragen und in die gleiche Richtung schauen. Die andere Szenerie spielt sich rechts im Bild ab und umfasst die Frau, die als Einzige vollständig nackt ist und in die entgegengesetzte Richtung schaut. Auf diese Weise ist sie die betrachtete Person, während die linke Gruppe zur betrachtenden Einheit wird. Damit rückt die rechte Frau ins Zentrum des Blickfelds. Die szenische Choreografie weist darauf hin, dass hier zwei unterschiedliche Gruppen dargestellt werden, die letztendlich aber durch die sich aufeinander beziehenden Blicke wieder zu einer Einheit zusammengefügt werden. Als gesamte Gruppe nehmen sie den ganzen Raum des Bildes ein. Durch das Lachen mit offenen Mündern und den Bezug der Personen aufeinander übermittelt das Foto eine ausgelassene und spielerische Atmosphäre. Die Situation wirkt wie eine zufällige Momentaufnahme, obwohl aufgrund des Hintergrundwissens bekannt ist, dass es sich hier um eine gestellte Aufnahme handelt. Die Spielerinnen halten durch ihre offenen bzw. halb gedrehten Körperhaltungen eine Verbindung zum Bildbetrachter und bleiben gleichzeitig aufeinander bezogen.

Die Verbindung von Fußball und Weiblichkeit wird hier besonders durch die Verknüpfung von Gegenständen des Fußballs mit Weiblichkeitsmarkern hervorgehoben. Auf dem Foto sind neben zwei Fußballschuhpaaren drei Lederfußbälle zu sehen. Die schwarz-weißen Unterhemden stellen eine Assoziation zu Fußballtrikots her. Die Muskeln der Spielerinnen sind nur schwach erkennbar. Hier werden bestimmte Marker für die Darstellung des weiblichen Geschlechts genutzt, und zwar roter Nagellack, rote Lippen, Ohrringe und lange Haare (vgl. Faust/Assmann 2014: 155ff; Villa 2011: 98ff). Auch die durchsichtigen Trikots bewirken eine Sexuierung ebenso wie die scheinbaren lockere Atmosphäre und die natürliche Situation, in der die Frauen sich so verhalten, wie es ihrem Habitus bezüglich der binären Geschlechterordnung eingeschrieben ist (vgl. Bourdieu 1997: 166). Die Zöpfe erscheinen zusätzlich stereotyp mädchenhaft. Der durch die Luft fliegende Ball, das Lachen der Spielerinnen und das Aufgreifen anderer, nicht fußballsportlicher Utensilien lassen in der abgebildeten Szene den Frauenfußball als Freizeitaktivität erscheinen und entgegen der tatsächlichen Professionalisierung wirken. Die Kopfhaltung der rechten Spielerin und ihre geschlossenen Augen erwecken den Eindruck, dass sie die Betrachtung ihrer Nacktheit seitens ihrer Kolleginnen genießt, womit der gesamte Blick auf sie bzw. ihre Nacktheit konzentriert ist. Ihr nackter Busen stellt eine „geschlechtlich signifikante Körperform“ (Villa 2011: 102) dar und ist wesentlicher Bestandteil des (sozial konstruierten) verobjektivierten Geschlechtskörpers. Mit der Konzentration auf ihre Weiblichkeit entsprechen die Spielerinnen dem heteronormativen Ideal. Somit scheint das Aussehen der Spielerinnen an die Stelle ihrer Leistungen zu treten und diese zu überschreiben (vgl. Faust/Assmann 2014: 154f; Schaaf/Nieland 2011: 10). Hier präsentiert der Körper Geschlecht und Identität, welche auch mit (fehlender) Kleidung, (angedeuteten) Bewegungen und diversem Körpermanagement inszeniert werden. Als ein Vorgang des *doing gender* kann der Körper als Akteur der Differenzierung dienen. Dabei sind Darstellungen dieser Art alltagsweltliche Inszenierungen einer sozialen Ordnung, und um faktisch wirksam zu sein, muss sich die Geschlechterdifferenz bzw. das Geschlecht sichtbar zeigen. Betrachter erkennen die Codes – die Geschlechtsmarker – mit denen die Welt geordnet wird. Das, was gesehen wird, ist immer auch eine Konstruktionsleistung der Wahrnehmung, welche ihrerseits sozial produziert ist (vgl. Villa 2011: 105).

Mit dem Foto zeigen die Spielerinnen, dass sie Frauen im Sinne einer Weiblichkeit sind, die auf Körperlichkeit und Nacktheit bezogen ist. Ihre Körper werden bezüglich zugeschriebener weiblicher Geschlechtsmerkmale in Szene gesetzt und vereindeutigt. Auf diesem Weg kann die heteronormative Geschlechterbinarität aktualisiert werden. Auf der einen Seite ermächtigen Frauen sich durch das Fußballspielen männlich kodierter Praktiken (Körpereinsätze im Fußball) und ziehen damit die als natürlich erscheinende Zuweisung bestimmter Attribute wie Macht, Überlegenheit und Kompetenz an das männliche Geschlecht in Zweifel. Der Akt der körperlichen Aneignung kann als eine Auflösung der Geschlechtszuschreibungen betrachtet und so als Möglichkeit des queering aufgefasst werden. Doch durch die gegenteilig wirkende Darstellung von Weiblichkeit, wie die Inszenierungen auf den Fotos für den *Playboy*, werden die daraus resultierenden Unsicherheiten wieder aufgehoben. Der Spielerinnenkörper wird des transgressiven Potentials entledigt. Uneindeutigkeiten bezüglich der geschlechtlichen und sexuellen Erscheinung werden mit solchen Werbe- und Marketingstrategien übermalt und die Fußballerinnen erscheinen als eindeutig weiblich. So wird entsprechend der Logik des Marketings der weibliche Spielerinnenkörper nicht durch sportliche Aktivitäten, sondern durch inszenierte Fotoshootings und Beiträge fokussiert (vgl. Faust/Assmann 2014: 155ff; Rulofs/Hartmann-Tews 2011: 103). Auch Bilder von Spielerinnen in der Rolle der Hausfrau, Mutter oder Gattin werden vorzugsweise gezeigt. Abbildungen von Kampfszenen und Duellen kommen in Relation nur vereinzelt vor. (vgl. Groll/Diehr 2012: 130).

Die dargestellten Fußballspielerinnen werden unter Einsatz verschiedener kultureller Ressourcen zu einem Geschlecht gemacht. Hier wird die Geschlechterdifferenz als eine Vollzugswirklichkeit, eine konstruierte Wirklichkeit, inszeniert und aktualisiert (vgl. Villa 2011: 85ff).

3. Fazit

Viele Frauen betreiben erfolgreich ‚Männersportarten‘. Dies kann als Indiz für eine mögliche Aufweichung von Geschlechterdifferenzierungen gelesen werden. Werbekampagnen wie die hier vorgestellte stehen diesem Prozess jedoch entgegen. So entsteht ein Spannungsverhältnis zwischen der Reproduktion der Geschlechterverhältnisse und ihrer Neutralisierung (vgl. Schaaf/Nieland 2011: 19f.). Mit der Vermittlung geschlechterstereotyper Frauenbilder wird die binäre Geschlechterordnung reproduziert, was mit der Marginalisierung (sportlicher) Erfolge einhergeht. Auf diese Weise kann der Eindruck entstehen, dass Leistungen im Profisport von Frauen eine geringere Bedeutung zugemessen werden als denen von Männern (vgl. Schaaf 2011: 128f; Pfister 2011: 76).

Die demonstrative Darstellung von Weiblichkeit in unterschiedlichen medialen Inszenierungen hat jedoch auch dazu beigetragen, dass dem Frauenfußball mehr Aufmerksamkeit geschenkt wurde (vgl. Faust/Assmann 2014: 153). Die Untersuchung der Konstruktion von Weiblichkeit im Frauenfußball zeigt, dass versucht wird, durch Inszenierungen von Weiblichkeit die binäre Geschlechterordnung wiederherzustellen. Solche Darstellungen rücken die heteronormative Geschlechterordnung im Fußballsport zurecht und reproduzieren diese. Zugleich stehen sie Praktiken des queering entgegen. Dem ‚Mannweiber-Klischee‘ auf diese Weise entgegen zu wirken, kann funktionieren, aber ob dem Frauenfußball auf diese Art mehr Aufmerksamkeit bezüglich der Erfolge und Leistungen der

Spielerinnen geschenkt wird, ist fraglich. Ein Unterlaufen der binären Geschlechterordnung und eine Anerkennung für den Sport, ob als gleiche oder aber auch ‚eigene‘ gleichwertige Sportart neben dem Männerfußball, scheint sich unter solchen Vorzeichen schwierig zu gestalten.

Literatur

- Alfermann, Dorothee 2008. Geschlechterforschung im Sport. In: Schweer, Martin K. W. Sport in Deutschland: Bestandsaufnahme und Perspektiven. Frankfurt am Main: Lang, 95-104.
- Bohnsack, Ralf 2009. Qualitative Bild- und Videointerpretation: Die dokumentarische Methode. Opladen und Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Bourdieu, Pierre 1997. Die männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene/Krais, Beate. Ein alltägliches Spiel: Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 153-217.
- Bourdieu, Pierre 2005. Die männliche Herrschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Eng, Heidi 2006. Queer athletes and queering in sport. In: Caudwell, Jayne. Sport, Sexualities and Queer/Theory. London und New York: Routledge, 49-61.
- Faust, Friederike/Assmann, Corinna 2014. Queering Football – Körperpraktiken im Frauenfußball zwischen Normierung und Destabilisierung der Geschlechterordnung. In: Body Politics 2 (3), 145-177.
- Fiedler, Matthias/Schmid, Matthias 2015. Menschenfänger und Liebling der Mächtigen. Vom Eishockey-Sekretär zum höchsten Fußballfunktionär: Keiner hat die Fifa geprägt wie Sepp Blatter. Ein Rückblick. In: Süddeutsche Zeitung 21.12.2015. <https://www.sueddeutsche.de/sport/sepp-blatter-fifa-karriere-1.2505119> (Stand: 08.06.2017).
- Groll, Stefanie/Diehr, Susanne 2012. Who the f*** is Abby? – Die Berichterstattung zur Fußballweltmeisterschaft der Frauen 2011 und ihr Schweigen. In: Sobiech, Gabriele/Ochsner, Andrea. Spielen Frauen ein anderes Spiel? Geschichte, Organisation, Repräsentationen und kulturelle Praxen im Frauenfußball. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften, 123-138.
- Hark, Sabine 2010. Lesbenforschung und Queer Theorie: Theoretische Konzepte, Entwicklungen und Korrespondenzen. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate. Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 108-115.
- Jagose, Annamarie 2001. Queer Theory: Eine Einführung. Berlin: Querverlag.
- Krais, Beate 2011. Die männliche Herrschaft: ein somatisiertes Herrschaftsverhältnis. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie OZS 36 (4), 33-50.
- Krais, Beate 2014. Habitus. In: Endruweit, Günter/Trommsdorff, Gisela/Burzan, Nicole. Wörterbuch der Soziologie. Konstanz: UVK-Verl. Ges., 166-167.
- Kraß, Andreas 2007. Der heteronormative Mythos. Homosexualität, Homophobie und homosoziales Begehren. In: Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka. Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit. Münster: Westfälisches Dampfboot, 136-151.
- Krull, Patrick 2007. „Die Zukunft des Fußballs ist weiblich“. Interview mit Joseph S. Blatter. In: Welt Online 29.19.2007. <https://www.welt.de/sport/article1306397/Die-Zukunft-des-Fussballs-ist-weiblich.html> (Stand: 08.06.2017).

- List, Antje/Stadler, Kathrin 2011. Nationalspielerinnen. In: Playboy Juli 2011, 28-45.
- Meuser, Michael 2001. Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit. In: Schriften des Essener Kollegs für Geschlechterforschung 1 (2), 4-32.
- Meuser, Michael 2008. Ernste Spiele: zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer. In: Rehberg, Karl-Siegbert/Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS). Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2. Frankfurt am Main: Campus Verl., 5171-5176.
- Müller, Marion 2009. Fußball als Paradoxon der Moderne: Zur Bedeutung ethnischer, nationaler und geschlechtlicher Differenzen im Profifußball. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Pfister, Gertrud 2011. Die Darstellung von Frauen im Mediensport – Kontinuitäten und Veränderungen. In: Schaaf, Daniela/Nieland, Jörg-Uwe. Die Sexualisierung des Sports in den Medien. Köln: von Halem, 57-80.
- Przyborski, Aglaja/Sluneko, Thomas 2012. Linie und Erkennen: Die Linie als Instrument sozialwissenschaftlicher Bildinterpretation. In: Journal für Psychologie 20 (3). <https://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/239/285> (Stand: 08.07.2017).
- Rulofs, Bettina/Hartmann-Tews, Ilse 2011. Geschlechterverhältnisse in der medialen Vermittlung von Sport – Sexualisierung und Erotisierung als Inszenierungsstrategien? In: Schaaf, Daniela/Nieland, Jörg-Uwe. Die Sexualisierung des Sports in den Medien. Köln: von Halem, 100-113.
- Schaaf, Daniela 2011. Der Körper als Kapital – Sportlerinnen im Spannungsfeld zwischen Selbstvermarktung und Selbstermächtigung. In: Schaaf, Daniela/Nieland, Jörg-Uwe. Die Sexualisierung des Sports in den Medien. Köln: von Halem, 114-136.
- Schaaf, Daniela 2012. „Lieber Barbie als Lesbe?“ Dispositionen von Sportjournalisten und Sponsoren zum heteronormativen Körperideal im Frauenfußball. In: Sobiech, Gabriele/Ochsner, Andrea. Spielen Frauen ein anderes Spiel? Geschichte, Organisation, Repräsentationen und kulturelle Praxen im Frauenfußball. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften, 139-154.
- Schaaf, Daniela/Nieland, Jörg-Uwe 2011. Anmerkungen zur Sexualisierung des Sports in den Medien. In: Schaaf, Daniela/Nieland, Jörg-Uwe. Die Sexualisierung des Sports in den Medien. Köln: von Halem, 9-33.
- Sobiech, Gabriele 2012. Die Logik der Praxis: Frauenfußball zwischen symbolischer Emanzipation und männlicher Herrschaft. In: Sobiech, Gabriele/Ochsner, Andrea. Spielen Frauen ein anderes Spiel? Geschichte, Organisation, Repräsentationen und kulturelle Praxen im Frauenfußball. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften, 171-194.
- Sobiech, Gabriele/Ochsner, Andrea 2012a. Vorwort. In: Sobiech, Gabriele/Ochsner, Andrea. Spielen Frauen ein anderes Spiel? Geschichte, Organisation, Repräsentationen und kulturelle Praxen im Frauenfußball. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften, 5-6.
- Sobiech, Gabriele/Ochsner, Andrea 2012b. Einführung: Spielen Frauen ein anderes Spiel? In: Sobiech, Gabriele/Ochsner, Andrea. Spielen Frauen ein anderes Spiel? Geschichte, Organisation, Repräsentationen und kulturelle Praxen im Frauenfußball. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften, 9-19.

Stokowski, Margarete 2019. Das Bedürfnis, nicht angegafft zu werden. In: Spiegel Online 11.06.2019.
<https://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/sommer-und-feminismus-das-beduerfnis-nicht-angegafft-zu-werden-a-1271756.html> (Stand 22.06.2019).

Villa, Paula-Irene 2011. Sexy Bodies: Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper.
Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Tanja Reißig

Fakultät für Soziologie
Universität Bielefeld
tanja_reissig@web.de

Sportlehrerin werden und Muslima bleiben. Zur Bedeutung symbolischer Grenzen

Christa Kleindienst-Cachay

Lehrkräfte mit Migrationshintergrund¹ bilden an deutschen Schulen immer noch eine Minderheit.² Dies betrifft insbesondere Muslima mit einer Fakultas im Fach Sport. Diese Frauen würden aber als Lehrerinnen an den Schulen dringend gebraucht, einerseits als sportive Vorbilder für muslimische Schülerinnen und andererseits als Mittlerinnen zwischen deren Eltern und der Organisation „Schule“. Grund genug also, um danach zu fragen, auf welche Ursachen es zurückzuführen ist, dass junge muslimische Frauen bisher so selten den Sportlehrerberuf ergreifen. Der nachfolgende Beitrag versucht, dieser Frage über eine Untersuchung der symbolischen Grenzen und des „Boundary Crossings“, das muslimische Migrantinnen im Laufe ihrer Integration – insbesondere bei ihrem beruflichen und sozialen Aufstieg – vollziehen, nachzugehen.

1. Boundary Crossing

Unter „Boundaries“ sind symbolische Grenzen zu verstehen, die in der Interaktion sozial konstruiert und ständig aufs Neue aktualisiert werden, ganz unabhängig davon, ob sie real existieren oder nicht.³ Sozialpsychologisch gesehen, dienen solche Grenzen Gruppen dazu, sich in einem Prozess des „Ihr“ und „Wir“ voneinander abzusetzen. Solche Grenzziehungen können soziale Anerkennung, aber auch Missachtung gegenüber bestimmten Gruppen signalisieren und werden häufig zur Legitimierung von Ausgrenzungsprozessen genutzt (Alba 2005, S. 22f; Dümmler 2015, S. 31; S. 66). Die Hervorbringung von Unterschieden, deren Aufrechterhaltung oder Anfechtung bzw. Auflösung sind in Migrationsgesellschaften ständig ablaufende Prozesse, die von beiden Seiten ausgehen können: D. h., sowohl Gruppen von Zugewanderten als auch Gruppen von Einheimischen operieren, implizit oder explizit, mit Vorstellungen, was Zugehörigkeit bzw. Nichtzugehörigkeit ausmacht. Dabei handelt es sich um ein wechselseitiges Zusammenspiel von Selbst- und Fremdzuschreibungen (Dümmler 2015, S. 65).

Nach Alba (2005, S. 22ff) sind alle Arten von Unterschieden zwischen Gruppen geeignet, in solch symbolischen Grenzziehungsprozessen verwendet zu werden. Sichtbare Unterschiede aufgrund von Ethnizität bieten sich dafür in besonderem Maße an, etwa das äußere Erscheinungsbild von Personen

1 Unter Migranten/Migrantinnen sind, gemäß der Definition des Statistischen Bundesamtes, zu verstehen: Alle nach 1949 auf das heutige Gebiet der Bundesrepublik Deutschland Zugewanderten sowie alle in Deutschland geborenen Ausländer und alle in Deutschland als Deutsche Geborenen mit zumindest einem nach 1949 zugewanderten oder als Ausländer in Deutschland geborenen Elternteil (vgl. Statistisches Bundesamt 2009, S. 6).

2 Der (geschätzte) Anteil liegt bei 3-6 % (vgl. Georgi, Ackermann & Karakas, 2011, S. 11) bei einem Migrantenanteil von 21 % an der Gesamtbevölkerung. Die größte länderspezifische Gruppe stellen türkischstämmige Migrantinnen/Migranten (Die Beauftragte der Bundesregierung 2016; S. 21).

3 Vgl. hierzu Alba (2005); Pfaff-Czarnecka (2012); Dümmler (2015). In Bezug auf Grenzen im Sport: Pfaff-Czarnecka & Kleindienst-Cachay (2016); Borggreffe, Cachay & Mätzke (2019).

in Gestalt körperlicher Merkmale wie Hautfarbe, Augenform, Kleidung und Gestik sowie der Sprache (ebd., S. 39). Aber auch weniger nach außen hin sichtbare Unterschiede können als Boundaries dienen, wie etwa Religion, Gesellungsformen, Wohnlage, Ernährungsgewohnheiten, geschlechtliche Arbeitsteilung, familiäre Rollen, Einkommen, Freizeitgewohnheiten sowie Bildungshintergrund und ausgeübte Berufe. Die äußerlich sichtbaren Differenzen bieten nach Alba die Basis für Diskriminierungsprozesse, gefolgt von der Religion. Der Islam ist in besonderem Maße Zielscheibe, insbesondere seit den Anschlägen von 9/11 und den im Namen des Islam verübten Terroranschlägen. Deshalb, und auch weil der Islam in Deutschland nicht zu den von staatlicher Seite rechtlich anerkannten Religionsgemeinschaften zählt, markiere er gerade in Deutschland eine besonders scharfe Grenze (ebd., S. 30ff).

Boundary Crossing bedeutet, dass Angehörige einer Migrantengruppe die symbolische Grenze, die zwischen „Ihr“ und „Wir“ besteht, überschreiten bzw. zu überschreiten versuchen, indem sie sich in einigen jener Bereiche, die diese Trennung symbolisieren, an die Praxen der Aufnahmegesellschaft anpassen, ja diese sogar bisweilen vollständig übernehmen. Solche Boundary-Crossing-Prozesse erscheinen in Einwanderergesellschaften „normal“, denn Integration ist nach Alba (2005, S. 22f) stets mit einer Vielzahl individueller Grenzüberschreitungen verbunden. Das beginnt mit dem Erwerb und der Nutzung der fremden Sprache, dem Besuch von Kindergärten, Schulen, Hochschulen oder dem Absolvieren einer Lehre, dem Antritt einer Arbeitsstelle und damit zusammenhängend: der Übernahme bestimmter Sitten und Gebräuche, was schließlich zu weitergehenden sozialstrukturellen Annäherungen führt (vgl. Alba 2005).

Die Anwendung der Theorie des Boundary Crossing nach Alba auf die Gruppe der Töchter aus türkischstämmigen Arbeitsmigrantenfamilien mit muslimischer Religionszugehörigkeit, die auf dem Weg zum Sportlehrerberuf sind, öffnet den Blick auf spezifische Grenzüberschreitungen, die diesen Frauen abverlangt werden, streben sie doch einen Beruf an, der bisher fast ausschließlich von Frauen der Mehrheitsgesellschaft ausgeübt wird, einen Beruf, dessen Prestige und Einkommen das der durchschnittlichen Migrantenbevölkerung weit übersteigt. Schon allein dadurch kann es zu einem Entfremdungsprozess gegenüber der Herkunftsgruppe kommen (vgl. Alba 2005, S. 40f). Dieser beginnt u. U. schon damit, dass ein schulischer Bildungsabschluss erforderlich ist, der weit über dem Durchschnitt der Herkunftsgruppe liegt⁴ und der nur an einem Schultyp mit gymnasialer Oberstufe erworben werden kann. Schon dadurch bewegen sich die Protagonistinnen einen großen Schritt aus der Herkunftsgruppe heraus und auf die Mehrheitsgesellschaft zu. Darüber hinaus verlangt jedoch das Sportstudium religiösen Muslima noch eine ganze Reihe weitgehender Anpassungsprozesse ab.

Diese Anpassungsprozesse, die meist auch von außen wahrnehmbar sind, können mit zunehmender Distanz zur eigenen Herkunftsgruppe verbunden sein. Dadurch besteht die Gefahr der Entfremdung bis hin zur Abwendung von der Herkunftsgruppe, wodurch sich die Herkunftsgruppe als Ganze geschwächt sieht. Denn das Ablegen kultureller Merkmale durch Einzelne bzw. die Abwendung von Gruppenmitgliedern von gruppenspezifischen Lebensformen führt langfristig zum Verschwinden

4 Die Quote für die Allgemeine Hochschulreife lag 2016 bei ausländischen Schulabgängerinnen bei 19,3 %, bei einheimischen Schulabgängerinnen bei 48,6 % (Daten des Schulabgängerjahrgangs 2014; es liegen nur Daten nach Ausländerstatus/Deutsche vor; vgl. Die Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration, Dezember 2016, S. 107).

spezifischer Gruppenmerkmale und damit zum Verlust der Gruppenidentität. Es ist daher aus der Perspektive der Herkunftsgruppe verständlich, dass ein Boundary Crossing misstrauisch beäugt, bisweilen sogar als „Verrat“ an der Community gewertet wird. Letztere Zuschreibung erfolgt nach Alba insbesondere dann, wenn sich die Herkunftsgruppe selbst als unterdrückt, zumindest aber als nicht gleichberechtigt, wahrnimmt. Boundary Crossing wird dann als Illoyalität Einzelner im Kampf um Anerkennung der ganzen Gruppe gesehen.

Mit diesem Vorwurf kann u. U. der Ausschluss aus der Herkunftsgruppe einhergehen. Ein derartiges Risiko einzugehen, erfordert Mut, denn die Zugehörigkeit zur Herkunftsgruppe bietet Migrantinnen und Migranten ein hohes Maß an Gemeinsamkeit, Vertrautheit, Sicherheit, Schutz und gegenseitiger Hilfe (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012, S. 34ff).⁵ Den Verlust der Zugehörigkeit zur Herkunftsgruppe kann die noch fragile Anbindung an die neuen Gruppen der Aufnahmegesellschaft nicht auffangen. Deshalb wirken die antizipierten Kosten des Boundary Crossing auf potentielle Grenzgänger_innen abschreckend (vgl. Alba 2005, S. 40).

Allerdings machen die Arbeiten von Alba (2005), Pfaff-Czarnecka (2012) und Dümmler (2015) darauf aufmerksam, dass es zwischen einem Bruch mit der Herkunftsgruppe und dem vollständigen Verzicht auf Boundary Crossing eine ganze Reihe gestufter Alternativen gibt, deren Kern darin besteht, dass das Crossing so vollzogen wird, dass ein bestimmter Teil der Bindungen an die Herkunftsgesellschaft bestehen bleibt und dass dies durch ein spezifisches Balanceverhalten nach außen sichtbar gemacht wird. So können sich „multiple Zugehörigkeiten“ (Pfaff-Czarnecka 2012, S. 47ff) eröffnen, die sich im Laufe der Lebensgeschichte durch spezifische Formen der „biographischen Navigation“ (ebd., S. 48) immer wieder nach der einen oder anderen Seite hin verschieben.

Auf die Einhaltung der symbolischen Grenzen wachen nicht nur die Migranten, durch spezifische „Regime der Zugehörigkeit“ (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012, S. 79f), sondern auch Angehörige der Mehrheitsgesellschaft. Erstere tun dies, um die eigene Community nicht zu schwächen. Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft, die auf Prozesse des Boundary Crossing von Migrantinnen mit immer wiederkehrenden Verweisen auf die Unterschiede antworten, machen dies hingegen, um dem Dominanzanspruch der eigenen Kultur stetig Nachdruck zu verleihen. Boundary-Crossing-Prozesse werden von der Mehrheit der einheimischen Bevölkerung nicht grundsätzlich kritisch gesehen, jedoch sind sie vor allem dann willkommen, wenn der Prozess in einer möglichst weitgehenden Anpassung mündet (Alba 2005). Der Druck auf die Migrantinnen und Migranten beim Boundary Crossing dürfte also von zwei Seiten kommen, so dass es bei den Balanceprozessen stets beide Seiten zu berücksichtigen gilt.

Vor dem Hintergrund dieser theoretischen Ausführungen gilt es nun folgenden Fragen nachzugehen:

1. Welche Prozesse der Grenzüberschreitung lassen sich auf dem Weg in den Sportlehrerberuf erkennen?

⁵ Auf die große Bedeutung, die dieser Zugehörigkeit für die Einzelnen zukommt, haben in Bezug auf das Boundary Crossing im Sport Pfaff-Czarnecka & Kleindienst-Cachay (2016) hingewiesen.

2. In welchem Maße sind an diesen Prozessen Gruppen der Mehrheitsgesellschaft und Gruppen der Herkunftsgesellschaft beteiligt?
3. Welche Balancierungsstrategien sind nötig, um den Erwartungen der Mehrheitsgesellschaft und den Loyalitätserwartungen der Herkunftsgesellschaft entsprechen zu können?
4. Welche Auswirkungen haben die Boundary-Crossing-Prozesse auf die Protagonistinnen?

2. Fallbeispiel

2.1 Untersuchungsmethode

Das Interview, das der folgenden Fallstudie zugrunde liegt, wurde aus 15 qualitativen Interviews, die im Rahmen des Forschungsprojekts „Migrantinnen und Migranten im Sportlehrerberuf“⁶ geführt wurden, ausgewählt. Der Interviewleitfaden für diese problemzentrierten Interviews mit narrativen Anteilen (vgl. Flick 2010, S. 210) wurde theoriegeleitet unter Verwendung von Forschungen zur beruflichen Sozialisation von Sportlehrkräften sowie Erkenntnissen der Migrationsforschung zur Bildungs- und Sportbiografie von Migrantinnen entwickelt (vgl. Mylius & Kleindienst-Cachay 2016). Durch eine offene Fragetechnik wurde den Interviewten die Chance gegeben, ihre Sicht auf das Thema darzustellen. Aus den Interviews generierte neue Sachverhalte wurden laufend in den Interviewleitfaden eingearbeitet. Die Interviews dauerten 60 bis 120 Minuten. Ihre Auswertung erfolgte als qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring (2010).

Die Rekrutierung der Probandinnen gestaltete sich anfangs schwierig, weil es bislang nur wenige weibliche Sportlehrkräfte mit türkisch-muslimischem Hintergrund gibt. Deshalb wurden neben voll ausgebildeten, praktizierenden Lehrkräften auch fortgeschrittene Sportstudentinnen in das Sample aufgenommen. Um Probandinnen zu gewinnen, erfolgte zunächst eine formelle Anfrage bei sportwissenschaftlichen Instituten verschiedener Universitäten sowie Seminaren für die Schulpraktische Ausbildung in zwei Bundesländern mit hohem Anteil an türkischstämmigen Migranten/Migrantinnen in der Wohnbevölkerung. Nachdem auf diese Weise einige Interviewpartnerinnen gewonnen worden waren, erfolgte die weitere Rekrutierung über das Schneeballverfahren.

Bei der Interviewpartnerin des Fallbeispiels, „Ipek“, handelt es sich um eine 25 Jahre alte Studentin des Lehramts, die in Deutschland geboren und aufgewachsen ist. Ihr Vater kam im Alter von elf Jahren nach Deutschland, besuchte hier die Hauptschule und ist als angelernter Arbeiter in der Metallindustrie tätig. Die Mutter kam im Alter von 16 Jahren zur Heirat nach Deutschland. Sie hat in der Türkei die Grundschule absolviert, ist Hausfrau und spricht kaum Deutsch. Die Sprache innerhalb der Familie ist Türkisch. Ipek ist das älteste von vier Kindern. Zum Zeitpunkt des Interviews⁷ ist sie im ersten Mastersemester, Lehramt Sekundarstufe I. Ipek bezeichnet sich selbst als „streng religiös“

6 Forschungsprojekt „Migrantinnen und Migranten im Sportlehrerberuf“, Universität Bielefeld, 2016 – 2018. Vgl. auch Mylius & Kleindienst-Cachay (2016).

7 Das Interview wurde im Sommer 2017 geführt.

(sunnitische Glaubensrichtung). In der Familie wird regelmäßig gebetet und während des Ramadan gefastet. Mutter und Tochter tragen Kopftuch.

2.2 Grenzüberschreitung: Beitritt einer jungen Muslima zu einem Sportverein

Gleich zu Beginn des Interviews berichtet Ipek von den Bildungsaspirationen ihrer Familie:

Meine Eltern legen sehr Wert auf Bildung, wir waren von klein auf in diesem Verein (Bildungs- bzw. Nachhilfeverein, die Verf.), also seit ich in der dritten Klasse bin, egal ob unsere Noten gut oder schlecht waren, wir waren immer da, weil das war für uns eine Förderung, auch so gemeinschaftlich (wichtig). Wir haben zusammen was unternommen, auch sportliche Sachen, wie Schlittschuhlaufen oder Fußball spielen (S. 17f).⁸

Für die Förderung kognitiver Bildungsprozesse sorgt Ipeks Familie, aber ihrem Wunsch, einem Fußballverein beitreten zu dürfen, wird nicht entsprochen. Als sie dies im Alter von zwölf Jahren artikuliert, erfolgt ein Verbot, das vom Vater damit begründet wird, „Fußball sei kein Sport für ein Mädchen“. Die Eltern platzieren ihre Tochter nun aber auch nicht in einer anderen Sportart im Verein. Ipek wird vielmehr nur die Mitgliedschaft im Bildungsverein, der türkisch dominiert ist, zugestanden, während ihren beiden Brüdern eine Sportvereinsmitgliedschaft (im Fußball) ohne Weiteres erlaubt wird. Mit dieser Selbstexklusion der Familie aus dem organisierten Sport, bezogen auf die Tochter, zeigt sich eine jener unsichtbaren Grenzen, die zwischen Herkunftsgruppe und Mehrheitsgesellschaft bestehen, eine Grenze, die zu überschreiten dem Mädchen Ipek nicht möglich war. Dagegen war der Bildungs- und Nachhilfeverein erlaubt, denn er garantierte die Aufrechterhaltung der Bindung an das türkische Umfeld und die Befolgung bestimmter mädchen- und frauenspezifischer Gebote des Islam. In diesem Verein verblieb Ipek bis zum Abitur. Im Interview bedauert sie, dass ihr sportliches Talent in Kindheit und Jugend nicht gefördert worden sei, berichtet dann aber von der Überraschung, der Freude und dem Stolz ihrer Eltern, wenn diese nun sähen, welche großen sportlichen Leistungen ihre (erwachsene) Tochter im Sportstudium zu erbringen in der Lage sei.

2.3 Grenzüberschreitung: Berufswunsch Sportlehrerin

Durch die Kontakte im Nachhilfeverein entsteht bei Ipek der Wunsch, Lehrerin zu werden. Vorbild für sie ist eine der dortigen Lehrerinnen, eine junge Muslima, die ein Lehramtsstudium in Deutsch und Politik absolviert und wie Ipek Kopftuch trägt. Nach dem Abitur schreibt sich Ipek folgerichtig für ein Lehramtsstudium an der Universität ihrer Heimatstadt ein, und zwar in den Fächern Geschichte und Mathematik, nicht aber Sport. Im Interview begründet sie dies wie folgt:

Also, anfangs, da war das für mich so etwas Unmögliches, weil in meiner Umgebung da gibt's nicht (...) muslimische Mädchen, die Sport studieren. Deswegen kam mir die Frage gar nicht (S. 10).

Während des ersten Semesters lernt sie jedoch an der Universität eine Muslima kennen, die Sport studiert, und es entsteht der Wunsch, auch Sport zu studieren. Als Begründung dafür gibt sie im Interview an, dass ihr Sport in der Schule immer leicht gefallen sei und ihr großen Spaß gemacht

⁸ Die Seitenzahlen beziehen sich auf die verschriftete Fassung des Interviews im Rahmen des Forschungsprojekts.

habe. Damit benennt sie zwei klassische Motive für eine Berufswahl: nämlich, das Können in einer bestimmten Domäne und die Neigung zu einem bestimmten Fachgebiet, die die Freude am Tun garantiert.⁹ Fußball gespielt habe sie schon immer, allerdings informell mit ihren Brüdern und Kindern aus der Nachbarschaft. Sie glaubt daher, ein Sportstudium und der Beruf der Sportlehrerin würden zu ihr passen. An der Uni bewundert sie von Anfang an die Sportstudentinnen, findet sie „so cool und schön“ und beginnt allmählich darüber nachzudenken, ob sie nicht auch Sport studieren könnte.

Ja, (...) Bedenken hatte ich am Anfang: deswegen wollte ich z. B. Sport nicht studieren, weil ich mich nicht (an die Gebote) halten könnte oder ich schwimmen müsste, obwohl ich nicht so schwimmen darf, ja, das hat mich alles zurückgezogen, aber im Nachhinein habe ich mir überlegt, ne, das könnte ich auch so machen (und) so machen, und dann würde ich das wohl hinkriegen (S. 37).

Ipek beginnt also zu reflektieren, ob und wie sie die Grenzen, die ihr bestimmte Körpergebote des Islam auferlegen, verschieben oder gar überschreiten könnte. Sie kommt zu dem Entschluss, dass beides zu vereinbaren sei: ein Sportstudium und das Befolgen bestimmter frauenspezifischer Gebote des Islam.

Für das erfolgreiche Absolvieren der Sparteingangsprüfung an der Universität fehlen ihr allerdings zunächst die sportmotorischen Voraussetzungen, denn sie hatte im Unterschied zu den meisten anderen Sportstudierenden kein planvolles sportliches Training in einem Sportverein oder einer kommerziellen Sportschule genossen.¹⁰ Aufgrund dessen muss sie intensiv für die Eingangsprüfung trainieren und braucht zwei Versuche, bis sie sich dann endlich im 4. Hochschulesemester im Fach Sport einschreiben kann.

2.4 Grenzüberschreitungen durch Anforderungen in der fachpraktischen Ausbildung

Während der Schwimmausbildung trägt Ipek zunächst ein Surfhemd mit langen Ärmeln und eine Leggings, um so dem Gebot der Körperbedeckung gemäß ihrer religiösen Überzeugung zu entsprechen: „Damit habe ich versucht zu schwimmen, aber es ging echt schwer (...) und deswegen habe ich das später ausgezogen“ (S. 22). Sie wechselt zum Badeanzug, die Leggings bis unterhalb des Knies bleiben an. Mit dieser Praxis der schrittweisen Grenzverschiebung gelingt es ihr, nach intensivem Training und im 2. Anlauf die für die Prüfung geforderten Schwimmzeiten zu schaffen und gleichzeitig das Bedeckungsgebot (zumindest in Teilen) zu befolgen. Auf die Frage, ob die Eltern wüssten, dass sie nun im Badeanzug schwimme, erklärt sie nach einigem Zögern:

Jo, also ich weiß ...ich ..., ich habe das denen nicht gesagt, dass ich so schwimme, aber ich glaube, die wissen das, weil, weil die die Wäsche waschen (lacht), (...) Aber über das Thema haben wir nicht so richtig gesprochen (S. 22).

Zumindest die Mutter weiß also, dass die Tochter von den traditionellen Bekleidungs Vorschriften des Islam beim Schwimmen abweicht, aber sie spricht nicht darüber. Interpretiert man dieses Verhalten vor dem Hintergrund der theoretischen Annahmen des Boundary Crossing, so liegt der Schluss nahe,

⁹ Vgl. zu ebendiesen Motiven Sportstudierender für die Wahl des Sportlehrerberufs Weiss & Kiel (2010).

¹⁰ Vgl. Baur (1981, S. 112); Weiss & Kiel (2010, S. 310).

dass Mutter und Tochter eine Strategie des Nichtthematisierens von Grenzüberschreitungen verfolgen, denn schon das bloße Sprechen darüber würde die Mutter zur Komplizin der Tochter bei einer Gebotsverletzung machen, die weder vom Vater noch von dem türkisch-muslimisch geprägten Verwandten- und Bekanntenkreis toleriert werden würde. Pochte die Mutter aber darauf, dass die Tochter die Bekleidungsregeln für Muslima auch in der universitären Ausbildung im Schwimmen strikt einhält, wäre letztendlich der Bildungsaufstieg gefährdet, ein Projekt, das – wie Ipek im Interview mehrfach betont – über allen anderen Zielen der Familie stehe. Die Mutter ist also in einem echten Dilemma, das durch die Dethematisierung zwar nicht gelöst, aber immerhin aushaltbar ist.

Diese Strategie zeigt sich auch bei der Problematik der Körperkontakte zwischen weiblichen und männlichen Studierenden, zu denen es in den fachpraktischen Kursen im Sportstudium immer wieder kommt. Im Interview danach gefragt, ob den Eltern bewusst sei, dass es zu Kontakten kommen könne, antwortet sie: „Vielleicht wissen die das auch nicht (lachend), aber für ihn (den Vater, die Verf.) ist das wichtig, dass ich mein Studium beende“ (S. 20). Und sie betont, dass der Vater sehr stolz ist, „auf alles, was ich da (an Prüfungen, die Verf.) ablege“ (S. 20). D. h. Ipek spürt, dass der Stolz über das Gelingen des Lehramtsstudiums und damit des Bildungsaufstiegs der Tochter die Eltern über etwaige Grenzüberschreitungen hinwegsehen lässt. Und wenn die Eltern „vielleicht“ etwas „nicht wissen“, dann kann das auch keine Besorgnis und keine Nachfragen auslösen.

Ipek selbst vermeidet jedoch, wo immer dies in den fachpraktischen Kursen möglich ist, den Körperkontakt zu männlichen Studierenden. Wie sie das macht, berichtet sie anhand einer Situation im Turnkurs:

Und da wollte ein Junge mit mir machen, aber ich wollte nicht mit dem machen, weil, wegen dem Verbot der Berührung (...) und ich hab ihm einfach gesagt, er sei zu schwer für mich (lacht) Er hat dann auch einen anderen gefunden, und ich hab dann mit der Übungsleiterin gemacht. Ich sag das nicht direkt, ich mach das immer indirekt, so auf Umwegen (S. 35).

Dieses Agieren an der Grenze ist für Ipek allerdings nur deshalb möglich, weil Akteure der Mehrheitsgesellschaft, z. B. Universitätsdozentinnen und Schwimmmeisterinnen, diese Grenzverschiebungen, d. h. Ipeks Balancierungsstrategien, akzeptieren und nicht auf völlige Anpassung bestehen.

Von Ipek verlangen diese Balanceakte jedoch, immer wieder Ausreden zu finden, und vor allem ihre religiösen Überzeugungen zu verstecken. Dies ist zwar verständlich, weil sie sonst Nachfragen, z. B. von autochthonen Studierenden zu gewärtigen hätte, Nachfragen, durch die sie immer wieder in die Rolle der „Anderen“, der „Fremden“ gedrängt würde, die sie nicht sein will und als die sie sich auch gar nicht sieht. Und doch ist dieses Etikett der „Andersheit“ (vgl. Plößer 2010), das sie fürchtet, stets präsent, allein schon durch die Tatsache, dass sie als Einzige im Sportstudium ein Kopftuch trägt und auch als Einzige nicht mit den anderen Studentinnen nach den fachpraktischen Kursen unter der Dusche steht, sondern sich sofort ankleidet.

Eine Folge dieser Strategien des Vermeidens und Verheimlichens dürfte psychosozialer Stress sein, der belastend wirken und Ipeks Studienerfolg beeinträchtigen könnte, denn er kommt ja zu jenen Anforderungen, die durch die erforderliche hohe Trainingsintensität und das mehrmalige Absolvieren von Prüfungen sowie durch die Studiensituation insgesamt ohnehin vorhanden sind, noch hinzu.

2.5 Loyalitätserwartungen der muslimischen Peergroup

Auf die Frage der Interviewerin, ob denn ihre muslimischen Freundinnen und Freunde die geschilderten Praxen billigen, antwortet Ipek zunächst damit, dass darüber nicht gesprochen werde, fügt aber dann rasch hinzu:

Es gibt da so einen Jungen, der ist sehr streng gläubig (...) und für ihn kam das alles so komisch vor, wenn ich z. B. mit Jungs gesprochen habe (...) oder vielleicht im Sport so angefasst habe. Für den kam das so ungläubig vor (...). Der war zu extrem für mich, und er meinte dann zu mir: ‚Warum bist du so?‘ Oder: ‚Warum machst du da mit?‘ (...) Und der studiert auch Sport (S. 36).

Ipeks Lösungsversuche werden durch diesen Studenten nicht nur in Frage gestellt, sondern im Ganzen verworfen. Denn nach seiner Ansicht kann man nicht gläubige Muslima sein und gleichzeitig ein Sportstudium absolvieren. Hinter dieser Kritik dürfte sich der beim Boundary Crossing gefürchtete Vorwurf verbergen: „Du gehörst eigentlich gar nicht mehr zu uns. Du hast schon die Seiten gewechselt“.

Ipek selbst sieht sich mit ihrer Strategie der balancierenden Grenzüberschreitung aber durchaus im Einklang mit ihrer Religion. Sie weist im Interview die Ansichten ihres Kommilitonen als für sie „zu radikal“ zurück und erklärt, wie sie die islamischen Gebote versteht:

Ich bin eigentlich auch streng religiös, aber ich vereinfache mein Leben und ich erschwere mir das nicht. (...) Da gibt es so einen Spruch von unserem Propheten, der gesagt hat: ‚Vereinfache und erschwere es dir (das Leben, die Verf.) nicht‘. Und manchmal widersprechen oder beeinflussen sich die Gesetze so ein bisschen gegenseitig, mal, wie gesagt, mit dem Schwimmen, dass man auch einen Badeanzug anziehen kann und so was. Genau danach gehe ich (S. 35).

Ipek hat sich also mit den Geboten ihrer Religion sowie diversen Auslegungspraxen des Islam beschäftigt und eine eigene Haltung dazu entwickelt. Ihr Lebensplan, d. h. Lehrerin für Mathematik und Sport zu werden, lässt sich ihrer Meinung nach mit den von ihr als gültig erachteten religiösen Geboten vereinbaren. Damit zeigt sie sich als praktizierende Muslima, die selbst bestimmt, welche Gebote wie auszulegen sind. Eine Beziehung zu einer Moscheegemeinde besteht weder bei ihr noch ihren Eltern (vgl. S. 35). Religiöse Fragen diskutiert Ipek aber durchaus häufig, allerdings mit gleichaltrigen Muslima, die mit ähnlichen Problemen konfrontiert sind. Aus derartigen Gesprächen gehe sie in ihren Überzeugungen gestärkt hervor (vgl. S. 35f).

2.6 Lehrerin sein mit Kopftuch

Während Ipek die Anforderungen im Fachstudium Sport mit ihren religiösen Vorstellungen in Einklang bringen kann, wird diese Balance während ihres ersten Schulpraktikums in Frage gestellt. Auf die Frage, ob sie Gleichberechtigung im Studium erfahre, antwortet Ipek spontan mit: „Ja, (...) auf jeden Fall“ (S. 32). Aber unmittelbar darauf berichtet sie von einer für sie sehr schmerzhaften Ausgrenzungserfahrung während ihres Orientierungspraktikums:

Da war ich vier Tage lang und dann sagten mir die: ‚Du darfst, nicht an unserer Schule dein Praktikum machen, weil du ein Kopftuch trägst, und hier dürfen keine Kopftuchträger unterrichten‘ (S. 32).

Der unmittelbare Anlass war:

Ein Lehrer wollte mich nicht im Unterricht haben, weil ich Kopftuch trage. Der meinte zu mir: ‚So darfst du zu meinem Unterricht nicht kommen, also (...) entweder bleibst du hier (im Lehrerzimmer, d. Verf.) oder du gehst‘. Das war einer der schrecklichsten Tage meiner Berufsausbildung. (...) Und dann hat die Schulleiterin mich zu ihrem Zimmer gerufen, und dann meinte sie zu mir: ‚Ja, leider sind die Gesetze so, dass man mit Kopftuch nicht in der Schule sein darf, und wir müssen Sie leider wegschicken‘ (S. 32).

Ipek weiß zwar, dass das nicht rechtens ist, denn in Deutschland hat es nie ein Kopftuchverbot für Referendarinnen oder gar Praktikantinnen an Schulen gegeben, aber sie gibt ihren ursprünglichen Plan, gegen diese Entscheidung zu kämpfen, d. h. mit Hilfe einer rechtsanwaltlichen Vertretung juristisch gegen die Schulleitung vorzugehen, auf, weil sie Nachteile im Studium und im späteren Referendariat befürchtet. Die Universität lässt den Vorfall auf sich beruhen, was Ipek empörend findet, vermittelt ihr aber umgehend eine andere Schule, an der sie dann ihr Praktikum absolviert, übrigens in einem sehr wertschätzenden Klima, wie sie betont. Aber der Schock sitzt tief:

Also, da habe ich mich echt diskriminiert gefühlt, demotiviert, (...) die wollten mich einfach nicht haben. (...) Ich habe (seither) echt einen Schmerz in mir, weil das war echt (bricht ab, die Verf.). Deswegen habe ich Angst, dass noch einmal so etwas passiert. (...) Da hatte ich auch geweint, das war, echt, ja (längere Pause) (S. 32f).

3. Resümee

Im Falle dieses Konfliktes ist Ipek mit ihren Balancierungsstrategien am Ende. Sie kann hier keine Kompromisslösung präsentieren, denn der Anspruch der Vertreterinnen der Schule ist nicht auf eine Grenzverschiebung, sondern auf vollständige Anpassung gerichtet. Die symbolische Grenze, die das Kopftuch als Bedeckung muslimischer Frauen von den Bekleidungspraktiken einheimischer Frauen trennt, wird von der betreffenden Schule nicht akzeptiert. Durch die Forderung, das Kopftuch abzunehmen, um das Praktikum absolvieren zu können, entsteht bei Ipek das Gefühl der Hilflosigkeit. Sie spürt, dass ihre sämtlichen bisherigen Bemühungen um Balance wertlos sind. Die erfahrene Ablehnung trifft sie als Person und zu dieser Person gehört eben auch ihre religiöse Überzeugung. In dieser verzweifelten Lage erwägt sie, ihr Lehramtsstudium, für das sie sich so lange und so intensiv bemüht hat, abzubrechen. Schlussendlich erfolgt dieser Schritt nur deshalb nicht, weil sie durch Zuspruch muslimischer Kommilitoninnen davon abgehalten wird. Diese raten ihr, sich nach dem Examen auf eine Stelle an einer muslimischen Privatschule zu bewerben.

In dem Maße, in dem Migrantinnen jedoch diesem Ratschlag folgen, besteht die Gefahr, dass sie sich gar nicht mehr um Boundary-Crossing-Strategien, und damit letztlich um Integration, bemühen, sondern sich vielmehr von vornherein in Parallelwelten begeben. Dann aber wird es auch in Zukunft kaum Muslima als Sportlehrerinnen an öffentlichen Schulen geben.

Literatur

- Alba, R. (2005). Bright versus blurred boundaries: Second generation assimilation and exclusion in France, Germany, and the United States. *Ethnic and racial Studies* Vol. 28, No 1, S. 20-49.
- Baur, J. (1981). Zur beruflichen Sozialisation von Sportlehrern. Schorndorf: Hofmann.
- Borggrefe, C., Cachay, K. & Mätzke, G. (2019). Weltmeister werden mit Euch! Aber wie? Eine Studie zum Problem der Unterrepräsentanz von Spielerinnen und Spielern mit Migrationshintergrund im Handball. Schorndorf: Hofmann.
- Die Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (2016). Teilhabe, Chancengleichheit und Rechtsentwicklung in der Einwanderungsgesellschaft Deutschland. 11. Bericht: Dezember 2016.
- Dümmler, K. (2015). Symbolische Grenzen: Zur Reproduktion sozialer Ungleichheit durch ethnische und religiöse Zuschreibungen. Bielefeld: transcript.
- Flick, U. (2010). Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. 3. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- Georgi, V., Ackermann, L. & Karakas, N. (2011). Vielfalt im Lehrerzimmer. Selbstverständnis und schulische Integration von Lehrenden mit Migrationshintergrund in Deutschland. Münster: Waxmann.
- Mayring, P. (2010). Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 11. Auflage, Weinheim: Beltz.
- Mylius, E. & Kleindienst-Cachay, C. (2016). Migrantinnen und Migranten im Sportlehrerberuf – eine Interviewstudie zu Bedingungen ihrer Berufswahl. In H. Meier, L. Riedl & M. Kukuk (Hrsg.), *Migration, Inklusion und Integration. Soziologische Beobachtungen des Sports*, S. 187-209. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Pfaff-Czarnecka, J. (2012). Zugehörigkeit in der mobilen Welt: Politiken der Verortung. Reihe: Das Politische als Kommunikation, Band 3. Göttingen: Wallstein Verlag.
- Pfaff-Czarnecka, J. & Kleindienst-Cachay, C. (2016). Sport als Heimat? Möglichkeiten biographischer Navigation in Zuwanderungsgesellschaften. In H. Meier, L. Riedl & M. Kukuk (Hrsg.), *Migration, Inklusion und Integration. Soziologische Beobachtungen des Sports*, S. 141-168. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Plößer, M. (2010). Differenz performativ gedacht. Dekonstruktive Perspektiven auf und für den Umgang mit Differenzen. In F. Kessl & M. Plößer (Hrsg.). *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit*, S. 218-232. Wiesbaden: VS Verlag.
- Statistisches Bundesamt (2009). Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund. Ergebnisse des Mikrozensus 2008. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Weiss, S. & Kiel, E. (2010). Berufswunsch Sportlehrer/in. *sportunterricht*, 59, S. 308-311.

Prof. i.R. Dr. Christa Kleindienst-Cachay

Fakultät für Psychologie und Sportwissenschaft

Abt. Sportwissenschaft

Universität Bielefeld

christa.cachay@uni-bielefeld.de

Zwischen Vorschriften, Anreizen und Rollenbildern: Gleichstellungsbezogene Handlungsorientierungen und Handlungsweisen von Professor/-innen

Ute Klammer

Die Gleichstellung von Frauen und Männern ist verfassungsrechtlich im Grundgesetz in Art. 3 Abs. 3 verankert, d. h. der Staat soll dort tätig werden, wo die Gleichberechtigung von Frauen und Männern noch nicht erreicht ist. Dieser Verfassungsauftrag gilt auch für Hochschulen. In Anbetracht der Vielzahl einschlägiger Vorschriften, Förderprogramme und Anreizsysteme zur Gleichstellung in Forschung und Lehre, unter anderem im Rahmen der „Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards“ der DFG, erstaunt es, dass die Gleichstellung im Wissenschaftsbetrieb, vor allem gemessen an dem Anteil von Wissenschaftlerinnen auf höheren Karrierestufen, nur sehr langsam voranschreitet. Unklar ist, was bei den hochschulischen Akteur/-innen in Bezug auf Gleichstellung tatsächlich ankommt, das heißt, welches Wissen sie bezüglich einschlägiger Vorgaben und Regelungen haben und wie dieses Wissen in Verbindung mit Geschlechter- und Rollenbildern ihr alltägliches berufliches Handeln beeinflusst. Der Beitrag geht diesen Fragen mit Bezug auf die Statusgruppe der Professor/-innen nach, denen im Rahmen ihrer Aufgaben in Forschung, Lehre und Personalmanagement eine hohe Bedeutung als Gatekeeper zukommt. Er basiert auf Zwischenergebnissen einer durch das NRW-Wissenschaftsministerium finanzierten qualitativen Studie, in deren Zentrum Interviews mit Professor/-innen unterschiedlicher Hochschulen und Fachkulturen sowie Gleichstellungsakteur/-innen an Hochschulen standen.¹

1. Gleichstellung an Hochschulen als Forschungsfeld

Der Begriff der *Gleichstellung* der Geschlechter verweist auf einen Prozess tatsächlich gleicher Teilhabe an persönlichen und beruflichen Entwicklungschancen aller Geschlechter in einer Gesellschaft. Der Begriff der Gleichstellung geht insofern über das Postulat der Gleichbehandlung hinaus, als letzteres lediglich auf die Vermeidung direkter und indirekter Diskriminierung verweist (Klammer 2017, S. 2). Gleichstellungspolitik als politisches, aber auch gesellschaftliches Handeln ist vielschichtig und komplex. Sie kombiniert Gesetze, Rechtsprechung und Verhaltensbeeinflussung durch Empfehlungen und Anreize („Nudging“) und basiert auf dem Zusammenspiel vieler Akteur/-innen. Charakteristisch ist ein unübersichtliches Nebeneinander von Regelungen, Initiativen und Akteur/-innen auf unterschiedlichen politischen und gesellschaftlichen Ebenen. Vielfach sind dabei „hard law“ und „soft law“ auf die gleichen Ziele orientiert. Dies gilt auch für die Organisation Hochschule, die einerseits den gesetzlichen Verpflichtungen, wie den jeweiligen Landesgleichstellungsgesetzen, verpflichtet ist, andererseits zunehmend mit spezifischen Initiativen und

¹ Projektteam: Ute Klammer (Projektleitung), Lara Altenstädter, Ralitsa Petrova-Stoyanov, Eva Wegrzyn. Die Zwischenergebnisse basieren auf der Arbeit aller Projektmitglieder.

Programmen zu tun hat, die Gleichstellung – insbesondere Frauenförderung – durch Anreize zu unterstützen suchen. Exemplarisch seien hier das so genannte „Professorinnenprogramm“ oder der Gleichstellungsfaktor im Rahmen der leistungsorientierten Mittelvergabe in NRW genannt, zahllose Initiativen der einzelnen Hochschulen wie Mentoring oder Girls’ (and Boys’) Days und nicht zuletzt die „Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards“ der DFG. Einen Eindruck von der Vielfalt der Vorgaben und Programme, die gleichstellungsbezogenes Handeln an Hochschulen beeinflussen (können), gibt Abbildung 1.

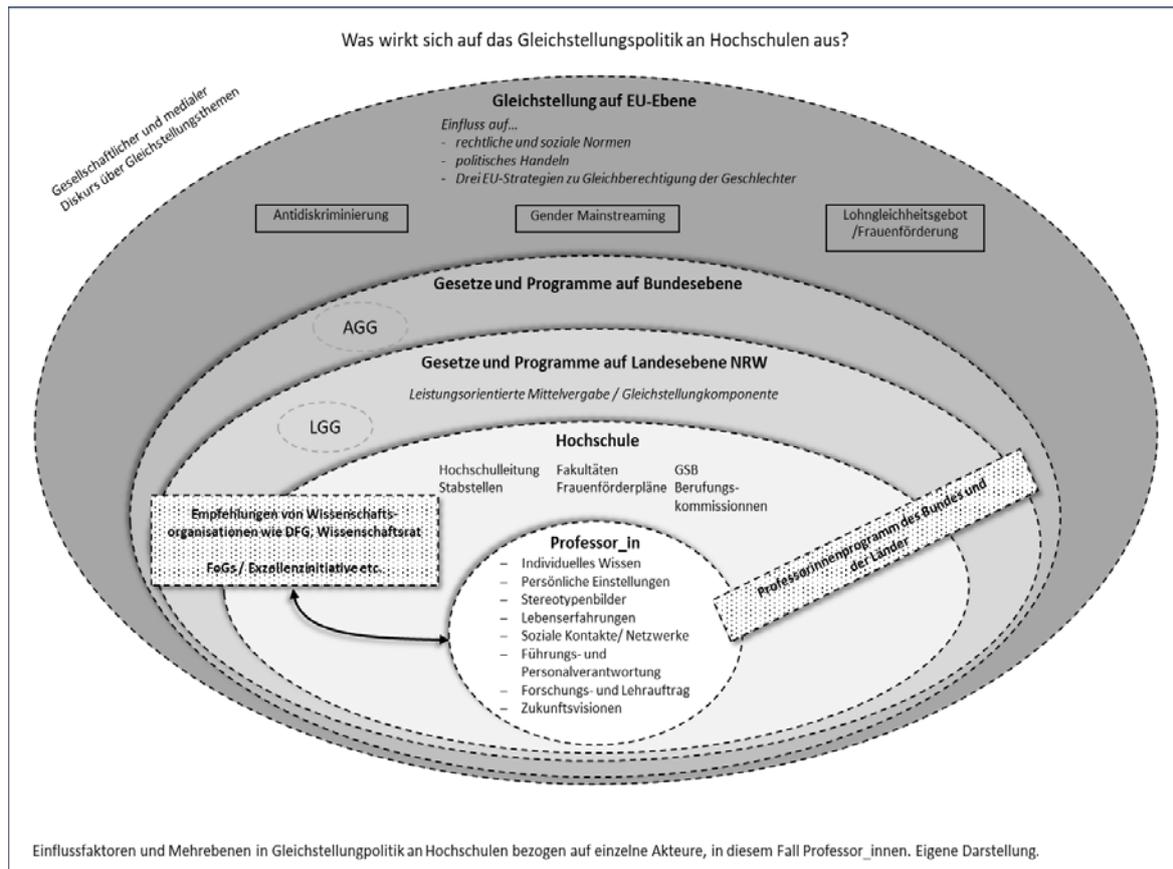


Abbildung 1: Institutioneller Rahmen und mögliche Einwirkungsfaktoren auf das Gleichstellungshandeln an Hochschulen
Quelle: Eigene Darstellung

Die Orientierung in diesem „Gleichstellungsdschungel“ verlangt selbst von Expert/-innen hohe fachliche Kompetenzen. Dies gilt erst recht für die hochschulischen Akteur/-innen, die vor der Herausforderung stehen, Gleichstellung in der Hochschule gesetzeskonform, diskriminierungsfrei und unterschiedlichen „Anrufungen“ entsprechend sicherzustellen. Dabei ist keineswegs nur an die „professionellen“ Gleichstellungsakteur/-innen, insbesondere die zentralen und dezentralen Gleichstellungsbeauftragten der Hochschulen, zu denken. Eine Schlüsselrolle kommt vielmehr den Professor/-innen zu, die in allen ihren hochschulischen Kernaufgaben – in der Forschung (zum Beispiel in ihrer Funktion als Führungskräfte), in der Lehre (bspw. hinsichtlich der Ansprüche an eine gender- und diversitygerechte Didaktik), aber auch in der Selbstverwaltung (in Gremien, Berufungskommissionen etc.) – mit der Erwartung konfrontiert sind, Geschlechtergerechtigkeit zu

beachten und Gleichstellung zu fördern. Die Orientierungen und das gleichstellungsbezogene Handeln der Professor/-innen unterscheiden sich dabei, so die Annahme, von denen der qua Amt für Gleichstellung zuständigen Akteur/-innen wie auch untereinander. Bedeutsam hierfür dürfte sein, dass die gleichstellungspolitischen Erwartungen, die an Professor/-innen herangetragen werden, auf unterschiedliche Normen und Wertvorstellungen treffen, aber auch auf unterschiedliche Ausprägungen von Geschlechter- und Gleichstellungswissen.

In neueren deutschsprachigen Theoriedebatten der Frauen- und Geschlechterforschung hat das Konzept des *Geschlechterwissens* Bedeutung erlangt. Es bezeichnet das „Wissen über die vermeintlich natürliche und soziale Geschlechterdifferenz sowie die hierarchisierenden Geschlechterklassifikationen in einer Gesellschaft“ (Kahlert 2017, S. 2). Zentral ist dabei die Annahme einer reflexiven Beziehung von „Wissen, Handeln und gesellschaftlichen Entwicklungen“ (ebd.). Inwiefern bestehende Geschlechterverhältnisse reproduziert, transformiert bzw. konstruiert werden, hängt insofern nicht zuletzt von dem Wissen der Einzelnen ab. Damit spielt der Aspekt des Geschlechterwissens im Prozess der Gleichstellung und der Entwicklung von gleichstellungspolitischen Maßnahmen eine zentrale Rolle, denn ein bestimmtes, normativ gerahmtes, reflektiertes *Geschlechter-* bzw. *Genderwissen* wird bei der Implementierung und Umsetzung von Gleichstellungspolitik als zentral angesehen (Dölling 2005; Wetterer 2009). Dies bedeutet, dass Akteur/-innen in Organisationen ein (basales) Wissen darüber haben sollten, was Ungleichheiten im Geschlechterverhältnis bedeuten, wie diese entstehen und wie sie verändert werden können. Schließlich gelten grundlegende Kenntnisse der Geschlechterforschung und gleichstellungspolitischen Praxis als die Grundlage von *Genderkompetenz* als „spezifische Spielart des Geschlechterwissens“ (Kahlert 2017, S. 2). Genderkompetenz kann

als die Fähigkeit und die Motivation bezeichnet werden, soziale Zuschreibungen in Bezug auf Geschlecht auf Grundlage des Wissens über ihre Entstehung und ihre Auswirkungen auf gesellschaftliche Machtverhältnisse kritisch reflektieren zu können. Außerdem verweist der Begriff auf die Fähigkeit, das Wissen so anwenden zu können, dass das eigene Handeln zu einem Abbau von Ungleichheiten in den Geschlechterverhältnissen beiträgt (Wegrzyn 2014, S. [1]).

Innerhalb einer Gesellschaft kann Geschlechterwissen aber nicht als homogener Korpus gedacht werden. Vielmehr muss zwischen individuellem und kollektiv geteiltem Geschlechterwissen unterschieden werden. Dölling betont, dass Wissen als nicht nur rational und reflektiert, sondern auch unbewusst habitualisiert – zum Ausdruck kommend in Handlungen (auch Sprachhandlungen) – begriffen werden muss (Dölling 2005, S. 44ff).

Roski und Schacherl heben hervor, dass der Rückgriff auf sowohl Geschlechter- und Gleichstellungswissen im Zuge der letzten Hochschulreformprozesse zentral sei, wenn es darum geht, Gleichstellung an Hochschulen voranzutreiben (Roski, Schacherl 2014, S. 48). Eine wichtige Rolle haben hier die Leitungsebenen der Hochschulen in Zusammenarbeit mit den Gleichstellungsakteur/-innen.² Letztere verfügten über viel relevantes Wissen und Kompetenzen, erstere seien dazu angehalten, sich dieses anzueignen, was auch vielfach gelungen sei.

² Dabei handelt es sich z. B. um die zentrale Frauen- bzw. Gleichstellungsbeauftragte, die Mitarbeiter/-innen des Gleichstellungsbüros oder einer Stabsstelle für Gleichstellung.

Unklar bleibt, wie das Verhältnis von Wissen über Gleichstellung und Geschlecht allgemein beschaffen ist. Es wird daher vorgeschlagen, den von Roski und Schacherl (2014, S. 51) verwendeten, jedoch nicht näher definierten Begriff des *Gleichstellungswissens* zu präzisieren und in Relation zum Konzept des Geschlechterwissens zu setzen. Gleichstellungswissen wird von uns in diesem Sinne gefasst als das Wissen über Normen, Institutionen und Maßnahmen zur Gleichstellung. Es ist analytisch von jenem des Geschlechterwissens zu trennen. Wie das Verhältnis zwischen Gleichstellungswissen und Geschlechterwissen beschaffen ist, also ob das eine das andere beeinflusst, ist eine empirisch offene Frage.

2. Methodisches Design der empirischen Studie

Unser Forschungsprojekt befasst sich vor dem skizzierten Hintergrund mit den folgenden Fragen: Welche Gleichstellungsmaßnahmen sind den Akteur/-innen in der Hochschule bekannt? Wie gehen die Einzelnen vor dem Hintergrund ihres individuellen Geschlechterwissens mit diesen um? Kann die Komplexität der Anforderungen und Erwartungen in puncto Gleichstellung zu einer Abwehrhaltung und Widerständen beitragen? Wie nehmen Professor/-innen die Erwartung, Gleichstellung zu befördern, im Kontext anderer an sie gerichteter Erwartungen, zum Beispiel dem Streben nach Exzellenz, wahr?

Die qualitativ angelegte Studie kombiniert verschiedene Bausteine. Zum einen wurden im Rahmen eines „Mappings“ Recherchen zu den vielfältigen, teils auf Gesetzen, teils auf „soft law“, Anreizen oder „nudging“ bestehenden Vorgaben und Instrumenten zur Gleichstellung von der EU über die nationale und Länderebene bis zu den ausgewählten Hochschulen recherchiert. Bezüglich der Hochschulen wurden Dokumentenanalysen durchgeführt und Selbstberichte und Internetauftritte bezüglich Gleichstellungskonzepten und -maßnahmen ausgewertet. Ziel war es, den komplexen, vielschichtigen Gesamtrahmen im Gleichstellungsbereich existierender und möglicherweise das Handeln hochschulischer Akteur/-innen beeinflussender Regelungen zu rekonstruieren. Zur Schärfung des Blicks auf das Gleichstellungswissen und -handeln an Hochschulen wurden leitfadengestützte Interviews mit hochschulischen Gleichstellungsakteur/-innen geführt. Im Zentrum der qualitativen empirischen Studie standen problemzentrierte Leitfadeninterviews mit insgesamt 40 Professor/-innen unterschiedlicher Fächergruppen³ teils mit, teils ohne eigene Erfahrung mit DFG-geförderten Forschungsprojekten aus vier Universitäten in NRW. Kriterien zur Auswahl der Universitäten, an denen Professor/-innen befragt wurden, waren ihre Platzierung im Ranking des DFG-Fördervolumens (2008 – 2010) und die Einstufung der Hochschulen im Programm FoGs sowie im CEWS-Ranking (2013). Ihre dortige Platzierung wurde im Vorfeld als relevant eingeschätzt, da die DFG als größter und wichtigster Drittmittelgeber mit der Einführung der Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards (FoGs) im Jahr 2008 bewusst das Ziel verfolgte, Gleichstellung stärker in den Fokus der hochschulischen Akteur/-innen, insbesondere auch der antragstellenden Professor/-innen, zu rücken (DFG 2018a, b). Es wurden aus den Universitäten des FoGs-Programms jeweils zwei

3 Sample der Professor/-innen: n=40, davon 23 Männer und 17 Frauen; acht Männer aus MINT, sechs Frauen aus MINT; neun Männer aus RWS, sechs Frauen aus RWS; sechs Männer aus Sprach- und Kulturwissenschaft, fünf Frauen aus Sprach- und Kulturwissenschaften.

Hochschulen mit einem geringen und mit einem hohen DFG-Fördervolumen ausgewählt. Die ausgewählten Hochschulen befanden sich im CEWS-Ranking⁴ im mittleren Bereich.

Theoretisch stützt sich die Studie auf bereits in anderen Studien zu Geschlecht und Hochschule verwendete Ansätze wie „Gendered organisation“ (Acker) und „New Public Management“, ergänzt diese aber für die empirische Analyse um den „Multi-Level-Governance“-Ansatz sowie den „Akteurzentrierten Institutionalismus“ (Mayntz und Scharpf), der die bisherigen analytischen Dimensionen von und theoretischen Perspektiven auf Gleichstellungspolitik erweitert.

3. Ausgewählte Ergebnisse

Im Folgenden werden ausgewählte (Zwischen-)Ergebnisse dargestellt. Dabei liegt der Fokus zum einen auf der Frage, wie die befragten Professor/-innen grundsätzlich Geschlechterunterschiede in der Gruppe der Professor/-innen wahrnehmen und zu erklären versuchen. Zum anderen wird beleuchtet, wie sie sich zu Gleichstellungsmaßnahmen allgemein positionieren, welche sie als relevant ansprechen und wie sie die FoGs wahrnehmen und beurteilen.

3.1 Die Wissenschaft – eine Kampfarena?

Das Wissenschaftssystem wird von vielen der Befragten als Raum der Statuskämpfe konstruiert. Exemplarisch schildert es Professorin P19 als ein Abbild der Gesellschaft mit einem Nadelöhr, welches sich in der Post-Doc-Phase befindet. Dieses Nadelöhr funktioniert wie eine Tür. Sie glaubt nicht, „dass es einen Schlüssel gibt“, dass jedoch zum Hineinkommen das „Männlichsein“ einen Vorteil darstelle:

Ich meine, der Kampf wird ja – in der Post-doc-Phase geht der Kampf ja wirklich los, das ist ja ein Nadelöhr [genau] um die Stellen. [Ja] und dann wird natürlich so was, dass eine Frau eben mehr Mühe hat, als kompetent wahrgenommen zu werden, spielt dann sicher auch eine Rolle, glaube ich [mhm] bei solchen Stellenentscheidungen, dass sich dann doch mehr – also dass männlich sein da immer noch ein Vorteil auch ist. [Mhm] und bei den Professuren habe ich ja schon gesagt, oder – ich meine, von Mint-Fächern oder so will ich ja gar nicht reden. Da ist das [mhm] sicher alles noch viel extremer. Aber ich glaube nicht, dass es einen Schlüssel gibt (P19, Z 531 f).

3.2 Familie und Kindererziehung als zentrale Herausforderungen (nur) für Frauen

Geht es um Erklärungsansätze für die unterschiedliche Positionierung von Männern und Frauen in der Wissenschaft, so wird vor allem (auch) auf familiäre Verpflichtungen und biologistische Erklärungsmuster rekurriert. Kindererziehung gilt in den Positionierungen der Professor/-innen als Aufgabe, die primär von Frauen übernommen wird. Als Faktor, der Vätern gegenüber Nicht-Vätern in den Karrierewegen benachteiligt, kommt das Thema nicht vor.

4 Das CEWS-Ranking ist ein Hochschulranking nach Gleichstellungsaspekten, das vom Kompetenzzentrum Frauen in Wissenschaft und Forschung mit dem Ziel vorgelegt wird, die Leistungen der Hochschulen im Bereich der Gleichstellung von Frauen und Männern mit Hilfe quantitativer Indikatoren kontinuierlich zu vergleichen.

Frauen sind nach wie vor diejenigen, die die Kinder bekommen und die Verantwortung, die dadurch gegeben sei, „werden wir auch nicht verändern können.“ Veränderbar sei, dass sich mehr Männer an der Erziehung der Kinder beteiligen können. Dennoch würde eine biologisch bedingte Verantwortung bestehen bleiben: „Kinder kriegen wir und nicht die Männer“ (P6). Die Schwangerschaft bewirke, dass die betreffenden Frauen „zwangsläufig“ ausfielen:

Das heißt [I: mhm], wir fallen durch die Mutterschutzzeiten zwangsläufig aus [I: mhm], ja? wir laufen neun Monate mit dem kleinen Wesen rum. ja, bei dem einen geht es völlig problemlos, die kriegen ihre Kinder zwischen Kaffee und Abendbrot und die anderen haben unheimlich Probleme [I: mhm]. das heißt, wir haben auch hohe Krankenzeiten. man fühlt sich nicht gut, man ist vielleicht nicht so leistungsfähig [I: mhm]. das fällt bei Männern weg [I: mhm]. das sind allein wir. und deshalb werden wir nie dieses Bild hinkriegen oder nie das so hinkriegen, dass das völlig von uns losgelöst wird, von uns Frauen. Kinder kriegen wir [I: mhm], nicht die Männer (P6, Mutter eines Kindes, Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, steht kurz vor der Emeritierung).

Zugleich wird aber auch betont, dass die Hochschule für Frauen im Vergleich zur Wirtschaft ein guter Arbeitsort sei: „Wenn ich in der freien Wirtschaft bin, kann ich mir nicht leisten, eine Zeitlang auf halbe Stelle zu gehen oder auszuklinken, weil ich ein Kind bekomme [I: mhm]. oder für die – in der ersten Zeit für mein Kind da sein will [I: mhm]. das kann ich aber an einer Hochschule“ (P6).

Die Bedingungen an der Hochschule erweisen sich insofern aus Sicht der Interviewten als ambivalent für Frauen mit Familienaufgaben: Einerseits sind wissenschaftliche Karrieren so konzipiert, dass Frauen hier durch familiäre Verpflichtungen nicht Schritt halten können. Andererseits verschafft die Universität als Teil des öffentlichen Dienstes durch die Autonomie, die zumindest Professor/-innen in der Gestaltung ihres Arbeitsalltags haben, durchaus Freiräume, Beruf und Familie zu vereinbaren.

3.3 Ausschlüsse von Professorinnen aus „mächtigen“ Positionen

Sowohl von Professorinnen als auch von Professoren wird eine Rangordnung innerhalb der Professor/-innenschaft beobachtet, die entlang des Geschlechts verläuft. Die männliche Herrschaft wird dabei als eine Art soziale Regel betrachtet, die sich sogar unter dem unbewussten Zutun von Frauen einstelle. Erklärungsversuche für den Ausschluss von Frauen werden zum einen auf der individuellen Ebene gesucht, indem in den Interviews immer wieder Frauen und Männern stereotype Eigenschaften und Motive zugeschrieben werden. Männliche Kollegen werden beispielsweise von den Professor/-innen als stark, handlungsmächtig und risikobereit agentiviert, die andere Antriebsmomente hätten als Frauen. Frauen wird in einigen Interviews eine geringere Machtaffinität oder auch ein stärkeres Bedürfnis nach Sicherheit unterstellt. Daneben gibt es jedoch auch Professor/-innen, die Erklärungsansätze auf der Meso- und Makroebene formulieren, indem unter anderem Ursachen in der Struktur des Wissenschaftssystems thematisiert werden. So thematisiert P19 (weiblich) im Interview die vermuteten Antriebsstrukturen und Motive von Frauen und Männern:

Macht versus Freiheit. [Ja] ne, also wenn ich mein – den – das – den – das Haupt-, wichtigste an diesem Professorenjob ist ja, dass man dem Gr-, vom Grundgesetz geschützt ist und es gibt ja keinen so freien Beruf [Job] wie diesen auch. Wenn man natürlich in Zwängen und Strukturen ist, [mhm] aber letztlich ist das ja eine unheimlich hohe Freiheit, sich inhaltlich aussuchen zu können, was man macht. Und viel –

und eben letztlich auch keinen Vorgesetzten in solchen Fragen [...] Das ist doch Wahn- [ja] Wahnsinn. ja, aber man kann es eben auch als Machtstatus – ich jette durch die Welt und bin ein toller Hecht und alle beten mich an [...] vielleicht ist das auch ein bisschen geschlechtsspezifisch verteilt (P19, Z 1100-1117).

Die wahrgenommenen unterschiedlichen Verpflichtungen, aber auch Prioritäten und Motivationen von Frauen werden zur Erklärung dafür herangezogen, dass sich Frauen häufiger entscheiden, dem durch Kampf und ständige Bewährung gekennzeichneten System Hochschule den Rücken zu kehren und sich anderweitig zu orientieren (so P19). Für den Aufstieg auf die professorale Ebene scheint also eine gewisse Passung nötig zu sein, die eher einem männlichen Habitus entspricht. Abbildung 2 fasst illustrierend zusammen, wie das Wissenschaftssystem aus Sicht einiger der befragten Professor/-innen funktioniert und wie sie sich den Ausschluss von Frauen zu erklären versuchen.

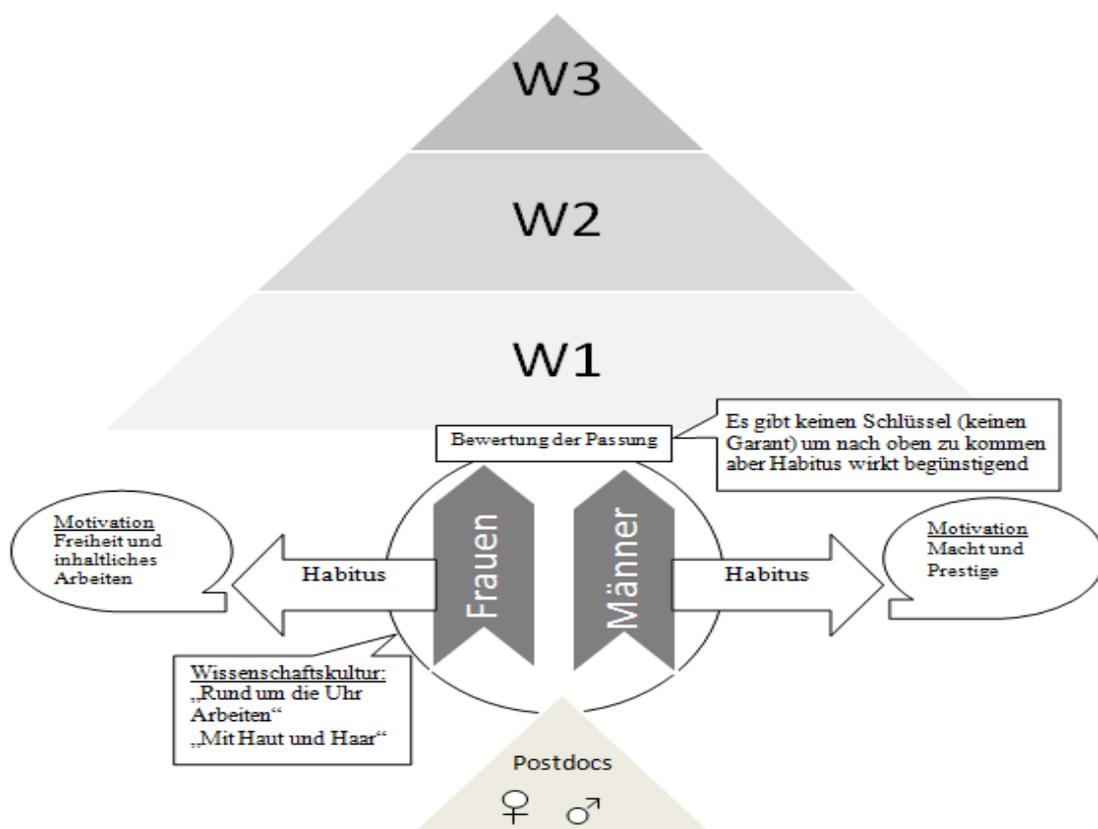


Abbildung 2: Geschlechtsspezifische Differenzen im Wissenschaftssystem aus Sicht von Professor/-innen

Quelle: Eigene Darstellung auf der Basis von Interviewmaterial

Trotz allem sind sowohl Frauen als auch Männer der Ansicht, dass sich in den letzten Jahren viel in Richtung Gleichstellung bewegt habe.

3.4 Wie erleben Professor/-innen Gleichstellungsmaßnahmen und wie beurteilen sie diese?

Überwiegend stehen die interviewten Professor/-innen beiderlei Geschlechts Gleichstellungsmaßnahmen grundsätzlich positiv oder zumindest ambivalent gegenüber. Auch wenn eine gewisse Selektivität der Interviewpartner/-innen, die sich zur Teilnahme bereit erklärt haben, zu vermuten ist, wird deutlich: Das Thema Gleichstellung ist auf der professoralen Ebene angekommen. Die hiermit verbundenen Ziele werden grundsätzlich als legitim angesehen – nicht allerdings alle Instrumente, über die unterschiedliches Wissen und unterschiedliche Einschätzungen bestehen.

Die Gleichstellungsbeauftragte

Die Sichtbarkeit der Gleichstellungsbeauftragten, aber gleichzeitig auch das Einrichten einer solchen Position in der Hochschule als eine gleichstellungsorientierte Maßnahme wird in der großen Mehrzahl der Fälle (in 31 Interviews) ohne expliziten Anstoß durch die Interviewerin thematisiert und zumeist an erster Stelle benannt. Stark wahrgenommen wird die Arbeit der Gleichstellungsbeauftragten im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit, konkret bei der Veröffentlichung von Daten und Fakten auf der Website der Universität, aber auch durch ihre Präsenz in Berufungskommissionen. Fast alle befragten Professor/-innen äußern sich dabei positiv über die Arbeit der Gleichstellungsbeauftragten:

In meinem [Bereich ist es so], dass man da ungefähr auf vierzig Prozent weibliche Bewerberinnen [I: mh] kommt und entsprechend wird eigentlich in der Regel auch eingeladen. und da ist der Einfluss, also, auch der Gleichstellungsbeauftragten, die darauf dringt, das zu tun, finde ich sehr heilsam [I: mh]. also, auf diese Art und Weise gibt es keine impliziten Vorannahmen, dass Männer das irgendwie besser können, und die dann=[I: mh] die dann da auf diese Art und Weise wirkt (P4, Z 181-191).

In ihrer Funktion als Beraterin und Austauschpartnerin wird die Gleichstellungsbeauftragte geschätzt und es wird Wert darauf gelegt, von ihrer Genderkompetenz Gebrauch zu machen. P34 spricht von einem effektiven „Schulterschluss“ (P34, Z 550) zwischen Dekanat und Gleichstellungsbeauftragter. Auch P16 thematisiert die Wichtigkeit der Gleichstellungsbeauftragten in ihrer Funktion als „Beraterin“ und berichtet aus einer von ihr geleiteten Berufungskommission: „ich fand das auch sehr erfrischend, noch mal von dieser Seite aus einen anderen Blick auch noch mal auf das zu bekommen, was wir betrieben haben in dieser Berufungskommission“ (P16, Z 240-244).

Kritisch werden die Arbeitsbelastung der Gleichstellungsbeauftragten und ihre Einflussmacht gesehen. Dabei kritisiert P9 konkret, dass die Gleichstellungsbeauftragte nicht standardmäßig ein Stimmrecht habe und damit auch geringere Einflussmacht. Die optimale Konstellation sei, wenn eine Professorin auch Gleichstellungsbeauftragte sei, da sie ansonsten oft abhängig und „in ihren Entscheidungen [...] sehr gebunden“ sei (P9, Z 362-363). Auch P21 thematisiert, dass Gleichstellungsbeauftragte oft Personen ohne starke „Durchsetzungskraft“ seien, „die nicht viel zu sagen haben“ (P21, Z 155-158). Gegensätzlich äußert sich P31:

Gleichstellungspolitische Akteure agieren machtbewusst und nutzen ihre Position zu vielfältigen Formen der Einflussnahme, zum Beispiel wenn Gleichstellungsbeauftragte (0:04:00) auch von – die auch nicht Mitglieder der Fakultät sind, also zum Beispiel zentrale Gleichstellungsbeauftragte in einem

Berufungsverfahren sich nicht nur zu gleichstellungspolitischen Fragen äußert, sondern auch inhaltlich in die Diskussion eingreift und diese mitgestaltet (P31, Z 75-85).

Kritisch gegenüber der Gleichstellungsbeauftragten und ihrer Funktion äußerten sich nur zwei Personen (P7 und P14). P7 kritisiert, dass die Gleichstellungsbeauftragte starke „Schlagseite“ hätte als „Frauenbeauftragte“ und sie auch „so rüber kommen würde“ (P7, Z 90-93). P14 (früher selbst Frauenbeauftragte – „damals hieß das noch so“) spricht davon, dass Frauenbeauftragte eine Berechtigung zu „BEGINN der Frauenförderung“ (P14, Z 52) gehabt hätten, jedoch mittlerweile besonders in den Geisteswissenschaften stärker auf „Geschlechtergerechtigkeit“ geachtet werden müsse. Damit schwingt unterschwellig die Mahnung mit, dass es zu keiner Benachteiligung der Männer kommen sollte.

Geschlechtergerechte Sprache

Sprache bestimmt, was wir wahrnehmen, welches Bewusstsein wir von uns und der Welt haben. Dabei kann Sprache als dynamisch bezeichnet werden, indem sie einem stetigen Aushandlungsprozess unterworfen ist. Welcher Sprachgebrauch jeweils als richtig, normal oder korrekt gilt, ist abhängig von den gesellschaftlichen Dynamiken und den hier herrschenden Diskursen, die bestimmen, wer die Definitionsmacht hat.

In den Interviews verwendet die überwiegende Zahl der Befragten bewusst zumindest in Teilen des Interviews eine geschlechtergerechte Sprache oder geschlechtsneutrale Formulierungen. Weniger als ein Viertel der Befragten (8 Personen), und zwar gleichermaßen Frauen (4) wie Männer (4), nutzen im Sprachgebrauch nur die männliche Form, wenn eigentlich beide Geschlechter gemeint sind. An der geschlechtergerechten Sprache scheiden sich jedoch die Geister: Während elf Befragte die Bedeutung einer geschlechtergerechten Sprachverwendung hervorheben, finden sich zugleich neutrale, ambivalente, aber ausschließlich bei Männern (4) auch ausdrücklich ablehnende Haltungen. P4 formuliert konkret, dass er dem „Gleichstellungsjargon“ ablehnend gegenüber stehe („den mag ich nicht“) und fügt erklärend hinzu, dass er ihn sprachlich oft „unglaublich unangenehm“ fände. Durch eine solche Gestaltung der Sprache könnten die Machtverhältnisse nicht maßgeblich verändert werden:

Das führt zu=zu=zu=zu unglaublich hässlichen- also, zu unglaublich hässlichen Formulierungen. Also, es ist – ich schreibe meine Texte so nicht [I: mhm], ja. Also, das ist- nein, das ist= [I: ist es] das ist – also, da=da sträubt sich mir ästhetisch alles [I: mhm]. Das ist so – das ist grauenhaft. Das ist eben kein Deutsch, das ist=das ist irgendeine=das ist irgendeine seltsame Sprache, ja, ja (P4, Z 851 f.).

Er verwendet in dieser kurzen Aussage drei Mal den Begriff „unglaublich“, womit er seine ablehnende Haltung unterstreicht.

Quoten: Das Spannungsverhältnis von Gleichstellung und Bestenauswahl

Als zentrales Motiv zieht sich durch viele Interviews, dass die interviewten Professor/-innen Gleichstellungspolitik als in Konflikt stehend zum Prinzip der „Bestenauswahl“ bzw. „Exzellenz“ sehen. Zwar positioniert sich niemand explizit gegen Gleichstellung. Gekoppelt ist dies jedoch oft mit der Aussage, dass der Weg dahin nicht dadurch beschritten werden könne, dass das „eherne Prinzip“ der Bestenauswahl aufgegeben werde:

Wo es negative Stimmen gibt, die sich wahrscheinlich, wie sie mir berichtet haben, ja sie auch im anderen Umfeld gehört haben, wenn es zu Zielkonflikten kommt [I: mhm]. ne? und im=im Rahmen, wo die Professorinnen und Professoren mit dabei sind, ist das natürlich, sag mal, Besetzungsverfahren, wo es dann mal so ein altes, ehernes Prinzip gibt, die Bestenauswahl. (P3, männlich, Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Z. 71 f.).

Als zentrale Konfliktfelder werden Besetzungsverfahren genannt und teilweise werden konflikthafte Situationen geschildert, wie z. B. dass das Rektorat, um Mittel aus dem Professorinnenprogramm zu erhalten, die Fakultät erpresst habe, sich für die zweitplatzierte Kandidatin zu entscheiden. Der von der Mehrheit der Professor/-innen favorisierte Kandidat konnte nur berufen werden, indem die Fakultät eigene Mittel für die Berufung bereitstellte. Das Rektorat und das Landesministerium würden auf diese Weise die Autonomie der Fakultät untergraben und diese zwingen, sich, um die eigentlich gewünschte und in ihren Augen geeignete Person berufen zu können, zu „kannibalisieren“ (P3). Anti-Diskriminierung und Bestenauswahl werden vielfach als Antagonismus gesehen, der aber als solcher nicht klar von Rektorat und Ministerium kommuniziert werde. Ähnliche Auffassungen finden sich vereinzelt auch bei weiblichen Interviewpartnerinnen:

Dass man sich bemüht, eine Gleichstellung der Gesch- bei den – unter den Geschlechtern hinzukriegen, finde ich in Ordnung [I: mhm]. was mich gegenwärtig massiv stört, ist, dass auf Biegen und Brechen mit diesen Quoten gearbeitet wird [I: mhm]. weil ich denke, in vielen Bereichen führt das dazu, dass wir langsam an eine Männerquote denken müssen, weil nicht mehr der Beste, die Beste ausgewählt wird [I: mhm], sondern es sind zwei Bewerber da und wenn sie in etwa gleich sind, dann nehmen wir mal die Frau, um allen Anforderungen gerecht zu werden. und das finde ich nicht gut (P6, weiblich, Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften).

Kritik richtet sich dabei vor allem gegen das Instrument der Quoten, wobei auffällt, dass diese teilweise unkorrekt und ohne Bezugnahme auf das Kaskadenmodell dargestellt werden – ob dies auf mangelnder Information beruht, oder der beabsichtigten Diskreditierung des Instruments dient, muss offen bleiben. Gleichzeitig werden die Prinzipien der „Bestenauslese“ und „Exzellenz“ weder inhaltlich gefüllt noch hinterfragt.

3.5 Welche Bedeutung wird den FoGs zugemessen?

In der Forschungsliteratur wird die Bedeutung der Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards der DFG (FoGs) hervorgehoben (zum Beispiel Blome et al. 2013, S. 142). Sie hätten einen starken Appellcharakter, v. a. im Zuge der Beantragung von SFBs. Die DFG selbst bilanziert in ihrer Selbstevaluationsstudie, dass die in 2008 formulierten Standards eine „legitimatorische und diskursive Wirkung entfaltet“ hätten, das heißt, dass „exzellente Forschungsbedingungen“ nun diskursiv auch mit Gleichstellung verbunden seien (DFG 2018b, S. 96). Der Erfolg bilde sich darin ab, dass die Thematik „Gleichstellung“ durch die Implementation der FoGs im Zeitraum 2009 – 2013 auf der Leitungsebene von Hochschulen durch Organisations- und Strukturmaßnahmen verankert worden sei (DFG 2018b, S. 96).

Die von uns befragten hochschulischen Gleichstellungsexpert/-innen halten die DFG und ihre Bemühungen in Sachen Gleichstellung samt des Programms FoGs ebenfalls für sehr gewinnbringend

für die hochschulische Gleichstellungspolitik und betonen, dass das Thema Gleichstellung durch die DFG in Bereiche „reingetragen“ wurde, die vorher „immun“ dagegen waren:

Also, sagen wir mal so, wenn die DFG sagt „springt“, dann springt die Hochschule. [Die] DFG ist ja eine hochangesehene Wissenschaftsorganisation und wenn die so etwas sagt, dann wird das sehr sehr ernst genommen. Und mit der Einführung der FoGs war ja auch dann die Notwendigkeit gegeben, sich mit einem Gleichstellungskonzept zu positionieren. Und es war auch von Anfang an klar, die DFG hatte keinen Zweifel dran gelassen, dass dann auch wieder nachgefragt wird und nochmal kontrolliert wird. Und die DFG hat eine, das war ja sehr geschickt mit den FoGs verknüpft, [...], ein Benchmarking auch in Gang gesetzt, in dem sie die Hochschulen ja in verschiedene Kategorien dann eingeteilt hat (Gleichstellungsbeauftragte 2, Z. 454-461).

Andererseits wird konstatiert, dass viel davon eine Imagefrage der Unis sei und keine grundlegende Veränderung der Haltung zu Gleichstellungsthemen stattgefunden habe.

Welche Bedeutung haben die FoGs nun für Professor/-innen?

Auf die (direkte) Frage hin, ob die forschungsorientierten Gleichstellungsstandards der DFG bekannt seien, zeichnen sich drei Gruppen ab: Die FoGs sind 1) unbekannt, daher keine Einschätzung (n=28); 2) bekannt, aber nicht relevant für die eigene Arbeit (n=6); 3) bekannt und für wichtig erachtet (n=3). In den drei verbleibenden Interviews ergab sich kein Bezug zu den FoGs. Entgegen der Erwartung kannte also die deutliche Mehrheit der interviewten Professor/-innen (28) die FoGs der DFG *nicht*. Zumindest für diejenigen Akteur/-innen, die in ihrer Forschungstätigkeit keinen DFG-Bezug haben, scheint die von der Literatur und der DFG selbst postulierte Bedeutung der FoGs demnach zweifelhaft. Nur drei Interviewte erachteten sie dezidiert als sinnvoll. Jene, die sie kennen, bringen zumeist eine ambivalente Haltung zum Ausdruck. Dies wird dadurch sichtbar, dass viele die DFG als treibende Kraft für Gleichstellung ‚anpreisen‘, für die eigene Arbeit aber keine direkten Zusammenhänge mit den von der DFG initiierten Maßnahmen sehen. Teilweise wird sogar Kritik geübt:

Als Forscherin finde ich einen anderen Punkt sehr viel problematischer. Es nutzt nicht sehr viel, wenn die DFG diese tollen Gleichstellungsmaßnahmen überall mit zur Auflage macht [I: mhm], wenn in der Forschung Fragen der Genderforschung viel zu wenig berücksichtigt werden. Damit meine ich jetzt nicht, die DFG soll jetzt die Auflage haben, dass mindestens so und so viel Projekte im Bereich [I: mhm] der Genderforschung sich verorten müssen. Aber wenn man sich in der – umschaut einfach, wie viele Projekte mit Genderfokus werden von der DFG gefördert, dann sind die so verschwindend gering, dass sie in der Tat fast nicht vorhanden sind (P5, Z. 1052-1067).

P14 (w, Sprach- und Kulturwissenschaften, DFG-Gutachterin) kennt die FoGs, betont aber, dass DFG-Gleichstellungsmaßnahmen und FoGs bei Einzelanträgen keine Rolle spielten:

Also bei uns spielt das überhaupt keine Rolle. Und das halte ich auch für ganz richtig. [mhm] Also vielleicht ist das nicht GANZ richtig. Das spielt eine Rolle, wenn wir Graduiertenkollegs beurteilen und wenn wir SFBs beurteilen. [...] Bei Einzelanträgen spielt es überhaupt keine Rolle, weil da zählt sozusagen der fachwissenschaftliche Antrag. Und da will ich – würde ich auch, ich glaube, bis zum UNTERGANG der Welt dran festhalten wollen [...] da muss der fachwissenschaftliche Antrag eine Rolle spielen (P14, Z. 797-824).

Es lässt sich somit festhalten, dass die FoGs im hochschulischen Alltag nicht die breite Bedeutung und Wirkmacht zu haben scheinen, die ihnen von den professionellen Gleichstellungsakteur/-innen, aber auch in der einschlägigen Forschung zu Gleichstellung an Hochschulen zugeschrieben wird.

4. Resümee

Wie unsere Studie deutlich macht, ist die (hochschul-)politische Thematisierung allein kein hinreichendes Indiz für das Gewicht und die Durchsetzungskraft von Gleichstellungszielen. Andererseits zeigt sich, dass die Themen Frauenförderung und Gleichstellung unabhängig vom attestierten „Gleichstellungsniveau“ der Hochschule, aber auch unabhängig von der Fachzugehörigkeit und dem Ausmaß an DFG-Forschung bei allen interviewten Professor/-innen „angekommen“ sind. Aus den bisherigen Auswertungen lassen sich einige Erkenntnisse ableiten:

- Professor/-innen nehmen an der Hochschule deutliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen wahr.
- Diese werden vor dem Hintergrund der Interpretation wissenschaftlicher Karrieren als ständiger Bewährungsprobe und der Hochschule als „Kampfarena“ vielfach biologistisch bzw. durch unterschiedliche geschlechtsspezifische Präferenzen erklärt.
- Das Thema „Gleichstellung“ wird – mit unterschiedlichem Gewicht – in allen wichtigen Arbeitsfeldern von Professor/-innen (Forschung, Lehre, Personalführung, Selbstverwaltung usw.) als gesellschaftliches und hochschulisches Anliegen grundsätzlich akzeptiert.
- Es bestehen allerdings Vorbehalte gegenüber bestimmten Instrumenten: Kritisiert werden insbesondere (mit teilweise unzutreffender Darstellung) Quoten, die als Widerspruch zur Exzellenz gesehen werden.
- Die FoGs der DFG haben für das Handeln von Professor/-innen im Hochschulalltag ein geringeres Gewicht, als vielfach angenommen wird.

Bei der Weiterentwicklung gleichstellungspolitischer Ansätze an den Hochschulen wird es darauf ankommen, diese stärker als bisher in ihrem Zusammenwirken, aber auch vor dem Hintergrund vorherrschender Geschlechterbilder, allgemeiner Entwicklungen wissenschaftlicher Karrieren und des Arbeitsplatzes Hochschule sowie insbesondere der Kommunikation zu „Exzellenz“ zu reflektieren.

Literatur

Blome, Eva, Alexandra Erfmeier, Nina Gülcher, Sandra Smykalia. 2013. Handbuch zur Gleichstellungspolitik an Hochschulen: Von der Frauenförderung zum Diversity Management? Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.

Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) (2018a): Die Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards der DFG. Umsetzung und Wirkungsweisen. http://www.dfg.de/dfg_profil/

zahlen_fakten/evaluation_studien_monitoring/studien/studie_standards/index.html (Zugriff: 27. April 2018).

Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) (2018b): Informationen zum Entstehungs- und Umsetzungsprozess der Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards der DFG 2008 – 2013. http://www.dfg.de/foerderung/grundlagen_rahmenbedingungen/chancengleichheit/gleichstellungsstandards/umsetzungsprozess/index.html (Zugriff: 01. Mai 2018).

Dölling, Irene. 2005. ‚Geschlechter-Wissen‘ – ein nützlicher Begriff für die ‚verstehende‘ Analyse von Vergeschlechtlichungsprozessen? Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien 23 (1–2): 44–62.

Kahlert, Heike. 2017. Interdependenz und/oder Differenz? Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung unter Bedingungen der neuen Governance der Wissenschaft. In Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung. Veränderte Governance und Geschlechterarrangements in der Wissenschaft, Hrsg. Andrea Löther und Birgit Riegraf, 139–157. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Klammer, Ute. 2017. Gleichstellungspolitik: Wo Geschlechterforschung ihre praktische Umsetzung erfährt. In Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung, Geschlecht und Gesellschaft, Hrsg. Beate Kortendiek, Birgit Riegraf, Katja Sabisch. https://doi.org/10.1007/978-3-658-12500-4_108-1 (Zugriff: 14. Februar 2019).

Roski, Melanie und Ingrid Schacherl. 2014. Die Professionalisierung der Gleichstellungsarbeit im Reformprozess: Ausbau von Gleichstellungswissen und Genderkompetenz in Hochschulen. GENDER 6 (1): 44–64.

Wegrzyn, Eva. 2014. Genderkompetenz. Gender-Glossar. <https://gender-glossar.de/glossar/item/27-genderkompetenz> (Zugriff: 14. Februar 2019).

Wetterer, Angelika. 2008. Geschlechterwissen und soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge. Königstein/Taunus: U. Helmer.

Prof. Dr. Ute Klammer

Geschäftsführende Direktorin Institut Arbeit und Qualifikation (IAQ)
Fakultät für Gesellschaftswissenschaften
Universität Duisburg-Essen
ute.klammer@uni-due.de

Männlichkeit als epistemologische Praxis. Wissenspoetologische Überlegungen zu Francis Bacons *The Masculine Birth of Time*

Marius Reisener

Worauf sich der Begriff ‚Männlichkeit‘ eigentlich bezieht, stellt einen der zentralen Untersuchungsgegenstände der *critical masculinities* dar. Wie Walter Erhart kürzlich gezeigt hat, gab es eine Vielzahl an Auseinandersetzungen mit und Weiterentwicklungen von Raewyn Connells einschlägiger Studie *Masculinities* (1999),¹ insbesondere das dort formulierte Konzept einer „Hegemonialen Männlichkeit“ stand im Fokus der Aufmerksamkeit. Bezüglich der Rubrizierungsversuche dessen, was der Begriff ‚Männlichkeit‘ erfassen soll bzw. welcher Untersuchungsgegenstand damit bezeichnet ist, haben sich – im Rahmen der soziologischen und kulturwissenschaftlichen Geschlechterforschung – vor allem zwei Stränge herausgebildet. Einerseits eine eher traditionelle, phänomenologisch-materialistische Perspektive, die unter dem Term der Männlichkeit Ausprägungen patriarchaler Praktiken katalogisiert. Mithilfe dieser Praktiken soll die gewaltvolle Unterdrückung von Frauen (und von anderen, nicht-hegemonialen Männern) gewährleistet werden. Andererseits eine dekonstruktivistische, die davon ausgeht, dass Männlichkeiten im Plural in Erscheinung treten – etwa als fluide, hybride etc.² –, und die so immer schon als Schemen diskursiver Effekte auftauchen,³ sodass es Nina Degele zufolge ratsam wäre, innerhalb wissenschaftlicher Auseinandersetzungen von der Verwendung des Plurals abzusehen.⁴

Ich möchte den Vorschlag machen, ‚Männlichkeit‘ nicht von ihren Erscheinungsformen, als vielmehr von ihren Hervorbringungsweisen her zu betrachten. Im Fokus steht also weniger eine Analyse, die die synchronen Eigenschaften betrachtet, wie sie dem Phantasma der Männlichkeit an einem bestimmten historischen Punkt zugeschrieben werden können, um eine der oben genannten Perspektiven einzunehmen; vielmehr geht es um eine, die den performativen Praktiken von Männlichkeit innerhalb epistemischer Situationen nachgeht. Die These lautet, dass im frühneuzeitlichen Denken Erkenntnisweisen ausgebildet wurden, die als ‚männlich‘ kodiert werden und deren Dokumentation selbst als Zeugnis der Verfahrensweisen dieser Erkenntnisweise dient. An Francis Bacons Projekt der Genesen einer neuen, männlichen Wissenschaft konnte bereits beobachtet werden, dass Metaphern von *gender* eine wesentliche Rolle für Bacon einnehmen, um damit epistemologische Praxen zu beschreiben:⁵ die Unterwerfung der Natur als Untersuchungsgegenstand des frühneuzeitlichen Forschers wird als männlicher Aneignungsakt der Frau gedeutet. Die eigentliche Leistung des Bacon’schen Projekts besteht darin, die Form der Metaphern überhaupt als Modus von Wissensgenese zu introduzieren; wie diese Verwendung begründet wird, stellt

1 Connell 2005.

2 Vgl. Messerschmidt/Messner 2018; Bridges/Pascoe, 2014.

3 Vgl. Erhart 2016, 400ff.

4 Degele 2007.

5 Vgl. Aughterson 2003.

hingegen eine noch zu schließende Erkenntnislücke dar. In der Hervorbringungsweise des Gegenstands einer neuen männlichen Wissenschaft wird, das ist die Arbeitshypothese, der Prozess der Übertragung, die Meta-Phorá, zum poetischen Motor des Textes: der Text wird zu einem der Übertragung.

Zunächst möchte ich zwei Weiterentwicklungen der Konzeption Connells ins Feld führen, aus deren Zusammenwirken sich mein Vorhaben besser erklärt. Zum einen kommt der Soziologe Michael Meuser zu der Einsicht, dass Connells Konzept teils unscharf verfährt,⁶ er erkennt es aber dennoch als Leitfiguration der Männlichkeitsforschung an. In einer Engführung mit Pierre Bourdieus Entwurf der männlichen Herrschaft begreift Meuser hegemoniale Männlichkeit als eine spezifische Handlungs-, Wahrnehmungs- und Denkmatrix, die innerhalb männlicher Wettbewerbe um Macht und Dominanz konturiert, erprobt und stabilisiert wird, sodass sie Solidarität sowie Kompetitivität generiert.⁷ Anders formuliert, wird den Teilnehmern⁸ homosozialer Männergemeinschaften ein *doing masculinity* über Wettbewerbe und Spiele eingeschärft, das relationale Männlichkeiten und Weiblichkeiten hervorbringt. Männlichkeit gerät zum regulatorischen Ideal, das die eigene Rekonstruktion und diejenige von Hegemonie auf gesamtgesellschaftlicher Ebene zum Ziel hat.⁹

Zum anderen bündeln sich die Anpassungsvorgänge, wie sie hegemoniale Männlichkeit auszeichnet, in Formen sogenannter „Hybrider Männlichkeiten“. Aus der Perspektive von Tristan Bridges und C. J. Pascoe handelt es sich dabei um „the selective incorporation of identity elements typically associated with various marginalized and subordinated masculinities or feminities into privileged men’s gendered enactments and identities“¹⁰. Bridges/Pascoe kommen zu dem Schluss, dass diese hybriden Männlichkeiten deshalb besonders nachhaltig sind, weil sie „preservation-through-transformation“¹¹ leisten. Auch für Bridges/Pascoe stellt sich hegemoniale Männlichkeit nicht als Typus dar, jedoch ist deren Konzept nicht zwangsweise als ein generatives gedacht. Der Anpassungs- und Aneignungsmechanismus von Praktiken, die die Legitimation und Relationalität gewährleisten, *ist* hegemoniale Männlichkeit.

Beiden Ansätzen liegt eine emphatische Lektüre der kritischen Untersuchung von Demetrakis Z. Demetriou zugrunde, dem daran gelegen war, Connells Ansatz wieder an Antonio Gramscis Entwurf von Hegemonie heranzurücken. Darin reformuliert Demetriou hegemoniale Männlichkeit als „hybrid masculine *bloc*“¹². Gemeint ist damit einerseits eine historisch-dynamische Formation, die strukturelle Dominanz gegenüber nicht-hegemonialen Männlichkeiten (intern) – da „the configuration of practice they embody is inconsistent with the currently accepted strategy for the subordination of women“¹³ – sowie gegenüber Frauen (extern) gewährleistet. Andererseits zeichnet sich

6 Kernelemente einer solchen Kritik sind etwa die Statik der typologisierten Männlichkeitsmodelle (hegemonial, Komplizenhaft, untergeordnet, marginal), deren definitorische Unschärfen, das Fehlen intersektionaler Perspektiven oder die unreflektierte Diskursivität ihres eigenen Wissens-Begriffs.

7 Vgl. etwa Meuser 2006.

8 Auch wenn *sex* selbst keine biologisch stabile Kategorie darstellt (Butler) und auch Frauen als Adressatinnen eines *doing masculinity* angerufen werden können, wie etwa Sylka Scholz (2004) nachweist.

9 Scholz 2004, 8.

10 Bridges/Pascoe 2018, 270.

11 Ebd., 269.

12 Demetriou 2001, 348.

13 Ebd.

dieser Block durch den Mechanismus des dialektischen Pragmatismus aus, einer Technik, durch den der Block sich dasjenige anzueignen in der Lage ist, „what appears to be pragmatically useful and constructive for the project of domination at a particular historic moment“¹⁴. Dieser maskuline Block, im Gegensatz zur hegemonialen Männlichkeit, „implies a non-reified and non-dualistic understanding of masculine power and practice“¹⁵, und die derart in den Block eingetragenen Inklusions- und Exklusionsmechanismen ermöglichen dessen dynamische Anpassung und Entwicklung durch Appropriation. Auf diese Weise vermag es der Block, soziokulturelle, historische, ökonomische usw. Veränderungen zu kompensieren, und zwar, indem diejenigen ihm äußeren Elemente usurpiert werden, die zunächst die kulturelle Hegemonie destabilisieren könnten. Als angeeignete Elemente könnten sie diesem Projekt aber – ganz pragmatisch – potenziell dienlich sein.

Sofern aber, und das ist für den Untersuchungsgegenstand der Bacon’schen Erkenntnistheorie doppelt entscheidend, diskursive Produktionspraktiken symbolischer Geschlechter einerseits von spezifischen Sprecherinnenpositionen ausgehen und andererseits auf andere, diesen äußere und ihnen relationale Positionen gerichtet sind, gilt es, den *locus* von Diskurs-Subjekten und -Objekten (als Ausgangs- und Zielpunkt von Aussagesystemen) zu berücksichtigen. Dazu dient mir der Terminus der Positionalitäten,¹⁶ mithilfe dessen den jeweils spezifischen materiellen, intersektionalen, historischen und strukturellen Bedingungen von Aussagen Rechnung getragen werden soll. Mit hegemonialer Männlichkeit ist dann in der Zusammenschau nicht als Beschreibungskategorie ein Typ oder eine Art von Mann gemeint, sondern ein generatives Prinzip von Strategien zur Dominanz von Frauen und von anderen Männern, sodass zwischengeschlechtliche Ungleichheit hergestellt und legitimiert wird. Dieses Prinzip bleibt durch Praxen des oben beschriebenen dialektischen Pragmatismus anpassungsfähig und (re)produziert Positionalitäten, von denen aus die Performanz von Geschlecht reguliert wird.

Auf diese Weise möchte ich Männlichkeit als Modus frühneuzeitlicher Epistemologie beschreiben, da erkenntnistheoretische Praktiken einerseits darin bestehen, Subjekt, Objekt und damit deren Verhältnis zu generieren, andererseits darin, in der Aneignung der Objektposition vonseiten des Subjekts sich über den Vorgang des dialektischen Pragmatismus zu dynamisieren und damit zu stabilisieren. Auf diese Weise umgeht dieser Ansatz mögliche re-essenzialisierende Trugschlüsse, sofern keine Wesenhaftigkeit von Geschlecht angenommen wird, die es umzustrukturieren, zu verteidigen oder zu restaurieren gelte. Vielmehr stellt das Vorhaben diejenigen erkenntnistheoretischen Performative aus, die vergeschlechtlichte Positionalitäten produzieren, denn er führt deren Entstehen auf die *poiesis* der Objekte zurück.¹⁷ Dieses Projekt wird insofern mit Legitimationskraft versehen, als es in seiner textuellen Verfertigung auf Geschlechterrelationen zur Erklärung und Stabilisierung des Erkenntnisvorgangs zurückgreift. Zugleich wird damit verdeutlicht, dass Männlichkeit weder ein rein soziales, narratives oder symbolisches Konstrukt ist, noch ein Phantasma, das sich an Diskursrändern formiert, sondern als Erkenntnis*modus* dazu in der Lage ist,

14 Ebd.

15 Connell/Messerschmidt 2005, 844.

16 de Lauretis 1993.

17 Damit steuert das Projekt auf den Punkt zu, von dem aus Männlichkeit *als* vergleichende Praxis zu funktionieren beginnt, wie es Erhart als Modus des *doing gender* vorgeschlagen hat (Erhart 2016, 443).

die Positionalitäten des Erkenntnissubjekts und die des Erkenntnisobjekts zu generieren, reproduzieren und stabilisieren, was wiederum realweltliche Effekte zeitigt.

Im Folgenden geht es um den britischen Philosophen Francis Bacon, dessen Ansatz zu einer neuen Wissenschaft die Genese moderner Epistemologie dadurch maßgeblich bedingt und angeschoben hatte, dass er die Objektivierung von Weiblichkeit als rhetorisches Vehikel dafür gebrauchte, sie für moderne Formen von Naturbeobachtung und -beherrschung in Dienst zu nehmen und vice versa. Seine Konzeptionen fanden unverkennbar Eingang in die Schriften Edmund Burkes (*A Philosophical Enquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and Beautiful* von 1757) und Edward Youngs (*Conjectures on Original Composition* von 1759), deren Schaffen vor allem im deutschsprachigen Raum breit rezipiert wurden. Eine solche Analyse des für den westlichen Kulturraum so einflussreichen wie nachhaltigen Zeugnisses neuzeitlicher Erkenntnisprämissen ermöglicht es unter anderem, einen maßgeblichen Mechanismus männlicher Hegemonie *und* hegemonialer Männlichkeit offenzulegen. Eine Wissenspoetologie¹⁸ des Untersuchungsgegenstandes kann dann die konstitutive Strategie des Patriarchats offenlegen, die neuzeitliche Epistemologie mit männlicher *poiesis* korreliert und damit Naturbeobachtung und -beherrschung als Praxis modelliert, die über Rhetoriken des Erkenntnisgewinnens die männliche Hegemonie sichern und die Unterdrückung der Frau gewährleisten soll.

1. Geschlecht und Erkenntnis

Bacons Vorhaben, einen Umbruch der westlichen Wissenschaften und Erkenntnisweisen herbeizuführen, war deshalb so nachhaltig, weil ihm dabei wesentlich um die Gleichsetzung von Wissen und Macht gelegen war: Wissensgenese hatte seither unter dem Vorzeichen der Unterwerfung der Natur gestanden, sodass er damit die Moderne als historische Makroepoche einläutete.¹⁹ Zur Beschreibung des zu verhandelnden Subjekt-Objekt-Verhältnisses wurden seit jeher bildsprachliche Elemente verwendet, um Erkenntnisprozesse anschaulich zu gestalten: es handelt sich um bildgebende Verfahren, die dem Unsichtbaren Form, dem Unbekannten Kontur geben sollten. Die Anspielungshorizonte sollten Evidenz erzeugen. Die so habitualisierten Vorstellungskomplexe bestimmen zuallererst die Relation von Subjekt und Objekt und damit die Art von Erkenntnis. Durch die westliche Geschichte hindurch lässt sich immer wieder beobachten, wie dieses Verhältnis durch Metaphern sexueller und geschlechtlicher Beziehungen beschrieben und damit als spezifisch geschlechtliches hergestellt worden ist:²⁰

18 „Begrift man eine Geschichte des Wissens nicht nur als eine Geschichte von Aussagen und Ausgesagtem, sondern stellt auch die dazugehörigen Aussageweisen in Rechnung, so ist damit eine Perspektive eröffnet, die den Status von Wissensobjekten und Erkenntnisbereichen mit den Formen ihrer Darstellung korreliert. [...] In diesen Operationen lässt sich die ‚poietische‘ Kraft einer Wissensform erkennen, die nicht von ihrem Erkenntniswillen, nicht von der Art und Weise zu trennen ist, wie sie ihren eigenen Objektbereich sondiert, fasst und systematisiert“ (Vogl 2018, 461).

19 Vgl. Klinger 1999, 245.

20 Vgl. Fox Keller 1985, 47.

Unabhängig davon, ob es sich um den menschlichen Körper, die Natur oder um fremde Kontinente handelte, das Objekt des Wissens wurde zumeist als ein weiblicher Körper imaginiert, der durch die Wissenschaft ‚defloriert‘ und enthüllt werden sollte.²¹

So nimmt es zunächst kaum Wunder, dass sich auch Francis Bacon einer solchen Bildsprache bediente, um sein Unterfangen zu beschreiben, handelt es sich doch „um eine verbreitete, eher triviale Bildlichkeit“, die zunächst den Charakter „oberflächlicher literarischer Verschönerungen gehabt habe“²². Bei näherer Betrachtung jedoch fällt auf, dass es sich bei Bacons Projekt um eine „very diligent dissection and anatomy of the world“²³ handelt, sich philosophischer Erkenntnisgewinn durch Techniken der Aneignung und innerhalb eines Subjekt-Objekt-Verhältnisses einstellen soll. Aber weder ist dieses Verhältnis stabil – der Erkenntnismodus bzw. die Anwesenheit eines Beobachtungssubjekts sind immer schon konstitutiv für das zu beobachtende Subjekt²⁴ –, noch können diejenigen Vorstellungskomplexe als gesicherte und sichere Bildspender von Deskriptionen verstanden werden. Das gilt insbesondere für solche Beschreibungsvorgänge, die sich einem Bildarsenal von Geschlecht bedienen: „Aber wenn auch die zentrale Stellung der Sexualität für westliche Erkenntnisbegriffe kulturell invariant ist, so ist es die Bedeutung von Sexualität und Geschlecht nicht.“²⁵ Als historisch wandelbarer Bildspeicher dient die Kategorie ‚Geschlecht‘ als Spender für eben jenes Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt. Diese Kategorie ist historisch wandelbar und damit hochgradig instabil. Die Funktionalität des in die Geschlechterdifferenz künstlich eingelagerten strukturellen Verhältnisses hingegen nicht.

2. Positionen

Das zu Bacons Lebzeiten unveröffentlichte Fragment *The Masculine Birth of Time* (im Folgenden *MBT*) war als Text konzipiert, der die Ära einer neuen Wissenschaft und Erkenntnisweise einläuten sollte. Der erste Teil des Texts ist in einem aggressiv-magistralen Ton gehalten, beinahe überzogen wirken die Vorwürfe, die die Sprechinstanz hier gegenüber den Philosophen der Antike erhebt, die es zu überwinden gelte. Platons Philosophie etwa stelle eine Bedrohung für das Christentum, für Erkenntnis und Politik dar (*MBT* 64);²⁶ zeitgenössische Auswüchse wie der Neuplatonismus Marsilio Ficinos hätten dazu beigetragen, dass die gesellschaftliche Elite des Elisabethanischen Englands in der Vorstellung versunken sei, einer aristokratischen Gesellschaft sowie einer aristokratischen Kultur anzugehören, wodurch sie – in den Worten Sir Humphrey Gilberts – völlig unbrauchbar geworden sei („good for nothing“²⁷). Ziel dieser Exklusionsmechanismen war es, sich gegenüber solchen Formen

21 von Braun 2009, 128.

22 Helduser 2005, 75; auch von Braun (2009, 128) argumentiert, dass solche Sexualphantasien „schon die Inquisition begleitet [hatten], als Askese durch Schaulust kompensiert wurde“, und Merchant (2008, 155) beschreibt, dass die meisten Denker der Renaissance und Wissenschaftsrevolution Natur als weiblich imaginierten (von Lat. *natura*).

23 Bacon 1960, 113.

24 Vgl. Barad 1998.

25 Fox Keller 1985, 48.

26 In der *Masculine Birth of Time* heißt es, dass sich diese Form des Philosophierens lediglich als „table talk for men of culture and experience of affairs“ eigne (*MBT* 64).

27 Gilberts in Farrington 1966, 35.

von Philosophie und deren modernen Vertretern zu positionieren.²⁸ Ihnen gegenüber hatte Bacons eigene, noch zu erschöpfende Logik den Zweck, Künste zu entdecken („to discover art“):²⁹

For Bacon there were two philosophies, two logics – one, already existent, valid in the sphere of ideas; the other, waiting to be born, valid in the sphere of natural reality. From this point of view there was, for Bacon, little to distinguish Ramus from Aristotle.³⁰

Solcherlei Abgrenzungsrhetoriken sind vermutlich darauf zurückzuführen, dass es sich nicht so sehr um persönliche Attacken auf Philosophen als vielmehr um eine grundlegende Ablehnung der metaphysischen und Ideen-Philosophie handelt, was einen durchaus gängigen Topos im argumentativen Arsenal der Zeit darstellte. Und besonders im Werk Bacons stellen Tiraden dieser Art keine Einzelfälle dar: Solche Gesten, so die These, sind programmatisch für den transitorischen Status, den Bacon der Philosophie seiner Zeit beimessen wollte. So stellt Tom von Malssen die Beobachtung an, dass es sich bei den Differenzen zwischen Bacon und Aristoteles vielmehr um kleinere und größere Unstimmigkeiten zwischen philosophischen Freunden handelt, die durch das Interesse an Wahrheitsfindung geeint werden, um die Menschheit vor erkenntnistheoretischen Schiffbrüchen zu retten:

Amicus Aristoteles, sed magis amica veritas. Bacon himself almost says as much, when he reminds himself in his private notebook of the unavoidability of ‚Discoursing skornfully of the philosophy of the graecians,‘ or when he remarks in a private letter that any ‚harshness‘ is dictated by ‚necessity.‘³¹

Diese Praxis der gespaltenen Wahrheitsdarstellung – Bacons, so Graham Hammill, „representation of truth as split“³² – kann für den Großteil seiner Essays als stilistisches Programm geltend gemacht werden.³³

Bacons Projekt, das wird an der *Masculine Birth of Time* evident, stemmt sich damit dezidiert gegen das Modell platonischen Erkennens. So ist bei Platon noch das Bewusstsein dann in der Lage, zu erkennen, wenn es vom Eros geleitet wird, wohingegen schon bei Bacon das „Bedürfnis nach Erkenntnis der materiellen Natur zu einer neuen Konzeption von Wissenschaft [führt] – einer Konzeption, die die ideozentrische Betonung platonischen Denkens verwirft“³⁴, die die Natur als weiblich imaginiert und die sich selbst als aktiv, männlich und zeugungsfähig begreift, wie weiterhin zu zeigen sein wird. „Der Mensch, das heißt im 17. Jahrhundert vor allem der Mann, gewinnt Macht, indem er das Irrationale der Natur mittels Technik in rationale Ordnung verwandelt.“³⁵ Doch folgt Bacon dabei einer spezifischen Strategie, die sich durch die motivischen, methodischen und formalen Ebenen seiner Texte zieht:

For man is but the servant and interpreter of nature: what he does and what he knows is only what he has observed of nature’s order in fact or in thought; beyond this he knows nothing and can do nothing.

28 Vgl. Farrington 1964, 35.

29 Gemeint sind Technologie und mechanische Künste (vgl. Fox Keller 1995, 35).

30 Vgl. Fox Keller 1995, 35.

31 von Malssen 2015, 169.

32 Hammill 1994, 240.

33 Vgl. Reiss 1982, 24.

34 Fox Keller 1985, 54.

35 Hollstein 1999, 52.

For the chains of causes cannot by any force be loosed or broken, nor can nature be commanded except by being obeyed.³⁶

Das Ziel der neuen Wissenschaft ist nicht so sehr die Verletzung oder Vernichtung von Natur, als vielmehr deren Beherrschung, indem dem Diktat der Natur, ihren Kausalitäten und Gesetzmäßigkeiten gefolgt werden soll. Gemeint ist, dass es ‚natürlich‘ sei, Natur zu leiten, zu formen, sie zu jagen, sie zu unterwerfen – mit dem Zweck, die wahre Natur sich dienstbar zu machen.³⁷ Bacons imperialistische Rhetorik befeuert damit das aggressive Offenlegen, Verletzen und Desintegrieren einer körperlich gedachten Natur.³⁸ Die häufig angestellte Fehlannahme, dass es Bacon nicht so sehr um die Beherrschung denn um das Gehorchen der Natur ging,³⁹ verkennt also den Fakt, dass Bacon zwar für seine empirisch-experimentalen Methoden auf Natur-Techniken zurückgreifen will („being obeyed“), allerdings mit dem Ziel der Unterwerfung („to command“).

Diese Prozeduren seien, das suggeriert Bacons Rhetorik, nur durchführbar in einem geschickten Spiel zwischen aggressiver Eroberung und ‚charmanter‘ Annäherung, forscher Aneignung und subtilem Anschmiegen: „Science is to be aggressive yet responsive, powerful yet benign, masterful yet subservient, shrewd yet innocent“.⁴⁰ Es geht um die Praxis eines Mittelweges zwischen diesen Positionen, die den Erfolg neuzeitlicher wissenschaftlicher Erkenntnis verspricht, denn „[n]ot simple violation, or rape, but forceful and aggressive seduction leads to conquest“⁴¹. Dabei wohnt den vermeintlichen Widersprüchlichkeiten ein strategisches Element inne, das die Ablagerung von Dominanzstrukturen auch innerhalb der Rhetorik selbst anzeigt. In seinem wohl bekanntesten Werk, der unvollendeten und als sechsteilig konzipierten *The Great Instauration* (1620) – das *Novum Organon* bildet dessen zweiten Teil –, beschreibt Bacon die „inquisition of nature“ als unproblematisch, weil es sich dabei nicht um einen emanzipatorischen Akt (von Gott) handle, der in einen Sündenfall gemündet wäre. Vielmehr sei der gleichberechtigte Wissenschaftler, der „divine philosopher“ der Wissenschaften, der die Natur achte („sciences which regard nature“). Entscheidend ist nun folgender Zusatz:

Even as though the divine nature took pleasure in the innocent and kindly sport of children playing at hide-and-seek, and vouchsafed of his kindness and goodness to admit the human spirit for his playfellow at that game.⁴²

Die Aussage hatte er beinahe wortgleich in der *Masculine Birth of Time* verwendet. Die von Gott versteckte Natur gilt es in einem harmlosen Versteckspiel zu entdecken, es handelt sich um einen quasi-religiösen Akt, allerdings ohne Selbsterhöhung über Gott hinaus, sondern mit dem Ziel horizontaler Gleichstellung neben ihn. Hier avanciert der Mensch (als Wissenschaftler) zum Spielgefährten Gottes, und auf diesem Wege wird mann-menschliche *curiositas* als Tugend

36 Bacon 1960, 29. Diese Formulierung findet sich bereits in der *Masculine Birth of Time*, den *Thoughts and Conclusions* sowie im aphoristisch organisierten *Novum Organon*.

37 Hodges (1985, 127) bemüht zur Erklärung dieser Technik Foucault, wenn er schreibt: „to know a dissected body is to dominate, conquer, master, discipline, and punish it.“

38 Vgl. Hodges 1985, 95.

39 Vgl. Merchant 2008, 154.

40 Fox Keller 1995, 37.

41 Ebd.

42 Bacon 1960, 15.

rehabilitiert,⁴³ im Vergleich also zur früheren, insbesondere religiös motivierten Sanktionierung von Neugier. An diesem Punkt, dem anderen Extrem der Deutungsskala des Betrachtungsgegenstandes, dient die Natur als Mittelglied zwischen Gott und dem Menschen. Ihr kommt der Status nur der Vermittlungsinstanz zu, sie wird in ein flexibles Erkenntnisobjekt männlicher Erkenntnisweise transformiert, und zwar auf semantischer Ebene. Natur, derart zum Spielball der beiden Gefährten degradiert, ist rhetorischer und epistemologischer Spieleinsatz, der okkasionell erhöht oder erniedrigt werden kann, jeweils zum Vorteil der Positionierung des Subjekts. Natur ist wertvoll im Dienste mann-menschlichen Erkenntnisgewinns, und nur in diesem.

Diese ersten Ergebnisse der Betrachtung gegenläufiger rhetorischer Bewegungen verdeutlichen die Paradoxien des Anerkennungs- und Ablehnungsmoments der Natur gegenüber. Diese ersten Ansätze einer breitgefächerten Geschlechtermetaphorik, die sich letztlich bis in sein Hauptwerk hinein verlängern, lassen sich in ihrem vollen Umfang in dem zwar zu Lebzeiten unveröffentlichten, aber „the strangest, and, from the personal angle, one of the most illuminating of all his works“⁴⁴ weiterverfolgen, der *Masculine Birth of Time*.

3. Mann-männliche *poiesis*

Bacons Textfragment will seine eigene Legitimität und damit diejenige des gestifteten Verhältnisses wechselseitiger Abhängigkeit der zu beschreibenden Objektbereiche ‚Erkenntnis‘ und ‚Geschlecht‘ bezeugen, und zwar in seiner Verfasstheit als Dokument der Übergänglichkeit. Anders ausgedrückt, wird eine frühneuzeitliche Erkenntnisweise als notwendig männlich ausgegeben, indem Bacon das Funktionsprinzip von Metaphorik auf dasjenige des Textes transponiert. Das bedeutet, noch einmal anders und ausführlicher formuliert, dass Männlichkeit als frühneuzeitliche Erkenntnisweise eintreten kann, nur wenn erstens zwei entgegengesetzte Philosophieweisen insinuiert werden, sodass die Notwendigkeit eines Paradigmenwechsels über die Konstruktion einer ‚alten‘ und einer ‚neuen‘ Philosophie sich ergibt; zweitens dadurch, dass die Verwendung von Rhetorik für philosophische Argumente legitimiert wird; drittens, indem Erkennen und Erkenntnisgegenstand mit den nun als konträr gedachten Geschlechtern gelesen wird, und viertens dadurch, dass der Text selbst eine Verlaufs-Form des Übergangs darstellt, die die Überwindung einer alten zugunsten einer neuen Philosophie mit den nunmehr metaphorisch aufgeladenen Geschlechtern korreliert. Dieser Spur soll nun gefolgt werden.

Bacons Projekt zielt bereits in seiner formalen Gestaltung – der Monolog eines älteren Mannes, dessen Autorität sich an einen jungen Mann wendet, den er ‚Sohn‘ nennt, zunächst frontal-magistral gehalten, im Anschluss sacht-relativierend – auf die Überwindung überkommener sowie die Errichtung neuer Wissenschaften ab. Wissenschaftliche Erkenntnis sollte nun angestrebt werden „from the light of nature, not from the darkness of antiquity“ (*MBT* 69). Der in die Jahre gekommene Philosoph will dabei den Nachkömmling – der Sohn dient ebenso als Figuration des impliziten Lesers wie auch als Verkörperung genealogischer Übertragungsprozesse innerhalb des Textes – nicht

43 Vgl. Blumenberg 1996, insbes. 411ff.

44 Farrington 1966, 17.

mithilfe etwaiger „figments of my old brain, nor a few comenplace observations or notorious experiments“ von einer feststehenden Welt- und Wissensordnung überzeugen: „No, I am come in very truth leading to you Nature with all her children to bind her to your service and make her your slave.“ (MBT 62) Zum Zwecke der „man’s domination over the universe“ ist der Sprechinstanz nicht daran gelegen, den Adressaten regelgeleitet an den Untersuchungsgegenstand heranzuführen; vielmehr händigt er die Natur dem Knaben inklusive ihrer Kinder, einer Ware gleich, aus.

My dear, dear boy, what I propose is to unite you with things themselves in a chaste, holy, and legal wedlock; and from this association you will secure an increase beyond all the hopes and prayers of ordinary marriages, to wit, a blessed race of Heroes or Supermen who will overcome the immeasurable helplessness and poverty of the human race, which cause it more destruction than all giants, monsters, or tyrants, and will make you peaceful, happy, prosperous and secure. (MBT 72)

Dieses Projekt der gleichzeitigen Ehelichung wie Versklavung von Natur – es handelt sich um eine „sexual dialectic“⁴⁵ – entspreche lediglich der nächsten Stufe menschlicher Ambitionen und diene der Wissensaneignung:

Now the domination of man over nature rests only on knowledge. His power of action is limited to what he knows. No force avails to break the chain of natural causation. Nature cannot be conquered but by obeying her. (MBT 93)

Mithilfe neuester mechanischer Künste sei es möglich, „to conquer and subdue her [die Natur; M.R.], to shake her to her foundations“, „to penetrate into the inner and further recesses of nature“ (NO 42, XVIII), um all die Geheimnisse, „still locked in Nature’s bosom“, zu enthüllen. (MBT 96) Um die entfernten und verborgenen Regionen der Natur zu entdecken, müsse der menschliche (d.i. der männliche) Geist bessere Verwendung finden. Denn bisherige Entdeckungen hätten ebenso gut durch Intuition, Erfahrung, Beobachtung und Nachdenken gemacht werden können. Durch Spekulation, Experimente und Induktion (als philosophische Entsprechung mechanischer Demonstration) hingegen könnten große Erkenntnisse geleistet werden: „Such a discovery would, without a doubt, be the noblest, the truly masculine birth of time.“ (MBT 92) Noch bis ins späte 18. Jahrhundert war die (biologische) Geburt als Vorgang gedacht, in dem sich primär die Fortpflanzungsfähigkeit des Mannes realisierte. Erst mit der gleichrangigen Stellung der Frau, wie sie als Folge der Umstellung von Präformation auf Epigenese innerhalb biologischer Fortpflanzung Einzug hielt,⁴⁶ wurde das Gebiet der Zeugung für den Mann – als diskursiver Urheber der Gleichrangigkeit – ‚problematisch‘.⁴⁷ Bacon sieht sich damit nicht konfrontiert, alteriert aber die Anteiligkeit der Frau innerhalb seiner Geburts-Metapher hin zu einem Modell mann-männlicher Fortpflanzung. Die Natur wird gewaltsam unterworfen, als Frau; die Praxis wird gemeinsam betrieben, zwischen Männern. Ein solcher Umbruch – methodisch, epistemologisch und metaphorisch – bedarf der Begründung. Das Projekt neuzeitlicher Wissensübertragung wird

45 Fox Keller 1995, 35.

46 Maßgeblich dafür waren die Arbeiten Johann Friedrich Blumenbachs zum Bildungstrieb (*nisus formativus*) (vgl. Müller-Sievers 1993).

47 Zu der diskursiven Verschränkung von Zeugungstheorien und Poetologien, der „Analogisierbarkeit von Kunst und Leben im Modus der Zeugung“ sowie deren kulturbildender Funktion vgl. Willer 2005; Wellbery (2002, 13) spricht davon, dass „der Komplex Kunst – Zeugung – Geburt als *ein Topos zu begreifen [ist], an dem die paradoxe Einheit der semantischen Unterscheidung Natur/Kultur verhandelt wird*“ (Herv. i. O.).

rhetorisch durch Metaphorik performativ veranschaulicht, demjenigen Gebiet rhetorischer Tropen also, in dem Übertragung vom eigentlichen Bedeutungszusammenhang in einen uneigentlichen betrieben wird. Mann-männliche Übertragung als neuzeitliche Form des Wissenstransfers rechtfertigt sich in ihrer eigenen Metaphorik.⁴⁸

[Bacon] foresaw the coming into being of a science and technology (a ‚Masculine Birth of Time‘) with the power to transform man’s relation to nature. His central metaphor – science as power, a force virile enough to penetrate and subdue nature – has provided an image that permeates the rhetoric of modern science.⁴⁹

Mit dieser zentralen Metapher ist die Fackel gemeint: „The need is to set up in the midst one bright and radiant light of truth, shedding its beams in all directions and dispelling all errors, in a moment.“⁵⁰ (MBT 70) Die Fackel ist eine Metapher zweiter Ebene, die den Vorgang der Übertragung selbst verbildlicht, die ablehnende Rhetorik gegenüber den griechischen Philosophen verdeutlicht und zudem den Wunsch nach einer Wissenschaft, die „die ‚Dunkelheit der Antike‘ – impliziert wird Verweiblichung und Impotenz – ablöst und die über die Aneignung der Natur die Natur zähmt, unterwirft und formt“.⁵¹

Über diese Form der vergeschlechtlichenden und vergeschlechtlichten Dialektik werden nun zwei Dinge wesentlich betrieben: Zum einen werden die Erkenntnisgegenstände sowie -positionalitäten generiert und mithilfe rhetorischer Manöver gegendert und damit ‚greifbar‘ gemacht. Auf diese Weise können sich diese Gegenstände im zweiten Schritt vom Erkenntnissubjekt angeeignet werden.⁵² Das hat auch Auswirkungen auf den Argumentationsgang selbst, der – über den Zwischenschritt von Generierung und Appropriation – die Wissensproduktion und Wissenschaftsmodi der nachfolgenden Generationen maßgeblich prägen sollte:

In Bacons Wissensordnung hatten die Geschlechterbilder die Funktion, einen dunklen Kontinent zu umreißen, den es zu durchdringen und zu enthüllen galt, und dieser Impetus sollte in den folgenden Jahrhunderten über die Wissensproduktion bestimmen.⁵³

Die Fackel ist weder bloßer Zierrat noch zwangsweise notwendige Begrifflichkeit, sondern epistemisches und epistemologisches Desiderat: als Bild beschreibt sie Ziel und Weg eines neuen Wissenschaftsparadigmas der Übertragung, in dem Objekt der Erkenntnis und Objekt der Begierde zusammenfallen. Zum anderen enthüllt wird damit der Gestus der Übergabe zu einem performativen,⁵⁴ zu einem also, in der die Sprechinstanz sich selbst in das Stadium neuer Wissenschaftlichkeit überführt: „The new scientific discourse (the ‚son‘) and its master and progenitor (the

48 Das ist auch in Bacons Gesamtprojekt angelegt, „this phrase, ‚the masculine birth of time,‘ will recur constantly throughout the later works. There, the implications of birth and childhood, of paternal authority and legitimation that it reflects, will be thoroughly explored“ (Reiss 1982, 218).

49 Fox Keller 1995, 48.

50 „Errors“ bezieht sich auf die Fehler, die durch das bloße Studium der Natur sich ergeben, wie es die Griechen praktizierten.

51 Schües 2008, 113f.

52 Im Sinne der Appropriationspraktiken hegemonialer Männlichkeit.

53 von Braun 2009, 129.

54 Bacons These wird zu einem Solipsismus: „if the method is installed it will constitute the only shape this future can take, and it is bound therefore to ‚confirm‘ its own success“ (Reiss 1982, 221).

‚father‘) are one and the same thing.“⁵⁵ Diese Dialektik ist die Formentsprechung der Methodik Bacons.

4. Bacons Methodik

Bei den im direkten Anschluss an die Polemik gegenüber Platon et al. formulierten *Thoughts and Conclusions* handelt es sich um ein inhaltlich wie formal notwendiges Komplement zum ersten Teil – zumeist werden sie als Addendum der *Masculine Birth of Time* gelesen –, und es ist gerade das formal-stilistische Merkmal des Monologs, das die entscheidende Wende in Bacons neuzeitlicher Form der Episteme poetologisch lizensieren soll.

Zentral für den in 19 Gedanken unterteilten Nachsatz ist die Einführung eines Adressaten, der von der Sprechinstanz als „Sohn“ bezeichnet wird. Dieser Instanz geht es im Folgenden darum, den Geist des Adressaten – den seines „Sohnes“ wie den des Rezipienten gleichermaßen – zu läutern, und ihn dabei nicht verstehen machen, sondern vielmehr auf das Verstehen vorbereiten zu wollen, ihn in das Stadium des Übergangs zu befördern. Mit dem Addendum wird der Text zu einem pädagogischen, der sich gegen den magistralen Ton des ersten Teils stemmt. Auf diese Weise schafft Bacon ein Szenario, das das Verhältnis Schreiber/Lehrer – Leser/Schüler zunächst (im ersten Teil) herstellt und zugleich (im zweiten) verwirft. Denn um die neue Wissenschaft zu lernen, muss der Schüler von falschen Praktiken wissenschaftlicher Erkenntnisverfahren geläutert werden: „To grapple immediately with the bewildering complexities of experimental science before your mind has been purged of its idols.“ (MBT 72) Ein Verstand, der von solchen falschen Idolen besetzt würde, wäre dementsprechend „exacerbated by violent oppositions.“ (MBT 62)

Die Sprechinstanz meint nicht das reine Ersetzen alter Wissensbestände, denn in diesem Akt des Überschreibens würden diese nur verdeckt, nicht aber gelöscht werden. Stattdessen muss der Verstand des Schülers auf das Verstehen des Neuen vorbereitet werden, und zwar durch eine Erfahrung „situated between understanding of the new and riddance of the old – an experience cast most generally as purging“ (ebd.). Bei dem Prozess handelt es sich um einen progressiven, im Aufschub befindlichen, um einen, dessen Zukünftigkeit in der Potenzialität der Erkenntnis liegt und der stets performiert wird: um eine „temporally protracted ‚expectant inquiry‘“⁵⁶.

Zu dieser Form einer auf Erwartbarkeiten⁵⁷ abgestellten Untersuchungshaltung gelangt der Adressat nicht dadurch, dass er Wahrheit von der Sprechinstanz dargeboten, sondern den Weg zur Wahrheitsfindung angezeigt bekommt. Ihm wird ein epistemologischer Habitus eintrainiert, durch den der Sprössling das Problemfeld abzustecken und die argumentativen Positionen abzuschätzen in

55 Ebd., 220.

56 Hammill 1994, 242.

57 Es wäre denkbar, Bacons Programm als ein, mit Derrida gesprochen, teleopoietisches zu lesen: als einen konstativen und performativen Akt, der den Angesprochenen auf das Nicht-Wissen und Überraschende des Zukünftigen hinweist. In dem Informieren des Angesprochenen über sein Nicht-Wissen würde dieses aber paradoxerweise in ein Wissen darüber transformiert werden. Er weiß noch nichts, weiß aber, dass er bald wissen wird. Auf Bacons Text und den Gegenstand einer Epistemologie der Männlichkeit angewendet, bedeutete dies, dass das Projekt der Männlichkeit (und damit das von deren Hegemonie) nun als Verlaufsform geahnt wird, die sich permanent re-stabilisieren und re-generieren muss.

der Lage sein soll. Taktiken der Irreführung und bewussten Täuschung dienen dem Instrukteur dazu, die Falschheit falscher Wege evident zu machen mit dem Ziel, im Jüngling einen „open and inquiring mind“⁵⁸ zu entwickeln. Läuterung, Vorbereitung des Verstehens, Geburtshilfe für eine neue Philosophie: all dies wird hier nun in der maskulinisierten Geburtsszene eingefangen, die mit der Allegorie der Fackelübergabe angezeigt wird – „the legitimate mode of handing on the torch of science“ (MBT 61) – und die Bacon als Bild maskulinistischer Wissensgenese und Epistemologie dient: „a hot, phallic, bright and radiant light of truth, shedding its beams in all directions and dispelling all error in a moment“⁵⁹. Als Metapher der Übertragung stellt die „pure and innocent“ Fackel (MBT 92) den Akt der Zeugung sowie das genealogische Moment selbst dar, sodass der Vorgang des Wissenstransfers auf bildsprachlicher Ebene zur männlichen Gebärdphantasie wird.⁶⁰ Die Übergabe der Fackel vollzieht sich jedoch nie ganz, da dieser Akt der Läuterung ein transitorischer ist, denn „purging locates a temporal moment between riddance of the old and understanding of the new [...]. The insufficiency of this object continually rewrites the Baconian reader, including the young man, as formally divided [...]; [the young man] must give himself over to Bacon so that Bacon can give him the gift of restoration.“⁶¹ In der Fackel bündeln sich genealogische Momente der Emergenz, Herkunft, Weitergabe und Geburt.⁶² Die konstant dynamische und homosoziale Genese, Aneignung und Übertragung von Wissen werden in der Fackel metaphorisch eingefangen und zur *poiesis* des Textes sowie zum Programm Bacons insgesamt extrapoliert. Neuzeitliche Epistemologie ist mann-männliche Mäeutik.

Es ist diese Funktionalisierung der Metapher, in der die besondere Leistung des Textes besteht. Für Bacon ist Rhetorik – im Gegensatz zu Platon – nicht bloßer Schmuck, sondern Hilfsmittel zur Genese vernünftigen Handelns.⁶³ Beide Teile, *Masculine Birth of Time* und *Thoughts and Conclusion*, sind zwei Komponenten desselben Textes, sie sind als zwei Seiten einer Argumentationsweise anzusehen. Und so wie seine Rhetorik als eine des Spaltens („split“) angesehen werden kann, so findet diese Rhetorik ihre Entsprechung in dem stilistischen und methodischen Auseinanderklaffen beider Textteile, die einen formalen Raum des Liminalen auszeichnen. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts kursierte die Annahme, rhetorische Mittel seien fehlerleitend – das einkleidende Element, *ornatus*, der *elocutio* wird als den Zweck der Rede Verschleiernendes umgedeutet –, und so wurden solche Redeweisen als feminin stigmatisiert:

Rhetoric is understood as potentially ‚uncontrollable‘ not just because of its lengthy transport but additionally because it is, according to Bacon, ‚subservient‘ to the imagination. In this sense, imagination is the agency of ‚feminine‘ rhetoric that must be controlled by ‚masculine‘ reason.⁶⁴

Die frühneuzeitliche Individuation des Mannes untersteht der Unterdrückung und Kontrolle solcher Charaktereigenschaften, die als weiblich galten. Die Sorge um das männliche Selbst war in der Frühen

58 Fish in Hammill 1994, 240.

59 Auch Easlea (in Fox Keller 1995, 51) sieht in der Bacon'schen rhetorischen Operation einen phallischen Traum: „to expose, pierce, penetrate – and thereby to dominate – Nature.“

60 „The virilization of the scientist provides him with the capacity, as it were, to give birth to himself“ (Fox Keller, 1995, 40).

61 Hammill 1994, 277.

62 Vgl. Weigel 2006, 26.

63 Vgl. Farrington 1996, 45f.

64 Breitenberg 1996, 86f.

Neuzeit durch die Verwaltung des Weiblichen gekennzeichnet,⁶⁵ und zwar umfassend. Daher erstreckt sich Bacons Programm sogar auf die Rhetorik selbst, was evident wird am Umbruch zwischen den beiden Textteilen, die in der Gegenüberstellung massive Unterschiede in der *dispositio* und *elocutio* auszeichnen. Keines der beiden Extreme ist für sich hinreichend, Desiderat hingegen ist der Mittelweg, sodass die progressive Beherrschung des Rhetorischen durch den Mann strukturell analog zum Aufbau des Textes zu lesen ist und als weiteres Element seiner *poiesis* dient. Die Szene der Fackelübergabe wird zur Allo-Allegorie⁶⁶ und dient der Lizenzierung rhetorischer Rede zum Zwecke hegemonialer Aneignungspraktiken selbst.

Bei der Aneignung von Fähigkeiten und Eigenschaften aus dem Bereich anderer, nicht-männlicher Positionalitäten, wie es über die Verwendung von Metaphern legitimiert wird, handelt es sich um einen Behauptungsakt hegemonialer Männlichkeit.⁶⁷ Die gleichzeitige Ablehnung wie Befürwortung des Weiblichen, wie Evelyn Fox Keller den zentralen Mechanismus des Textes beschrieben hat,⁶⁸ ist als strategische Handlung zu verstehen, die dem Patriarchat dazu dient, die kulturelle Hegemonie der Männer aufrecht zu erhalten, indem zunächst ein vermeintlich bedrohliches ‚Anderes‘ generiert⁶⁹ und schließlich dessen ‚nützliche‘ Elemente appropriiert werden, um sie dem Projekt männlicher Hegemonie zur Verfügung zu stellen. Zwar beschreibt Bacon darin „not a biological category but a cognitive style, an epistemological stance“⁷⁰; allerdings leitet er damit über zu einer Metaphorik, die nunmehr einen Referenten einfordert, da diese „nicht nur begriffliche Pointen über die Beziehung zwischen der Erkenntnis und ihren Objekten zum Ausdruck bringt, sondern [...] die Bestimmung dessen, was einen guten Erkennenden ausmacht, mit männlichem Gehalt erfüllen“.⁷¹

5. Schluss

Was Bacons Text auszeichnet, ist eine Poetik der Übergänglichkeit, die sich erstens im genealogischen Prozess des Wissenstransfers (Bacon – Leser/philosophische Instanz – „Sohn“) ablagert, sich zweitens historisch in der Abtrennung ‚neuer‘ von ‚alten‘ Wissenschaften manifestiert, die sich drittens insofern bemerkbar macht, als sie an die Differenzierung von guter und schlechter Wissenschaft auch eine Dichotomisierung von Mann und Frau koppelt, sich viertens allegorisch in der Fackelübergabe bündelt und fünftens formal im intermediären Raum beider Teile der *Masculine Birth of Time* zum Vorschein kommen soll, dort also zustande kommt, wo unter männlicher Aufsicht die regelgeleitete Verfertigung des Gegenstandes gewährleistet werden soll. Die Konstruktion einer anderen, pejorativen Philosophie war Möglichkeitsbedingung dafür, den Übergang zweier nun dichotom gedachter Philosophiesysteme überhaupt überbrücken zu müssen. Nur durch die Aneignung und Funktionalisierung der vormals schlecht beleumundeten Metaphern ist der Text dazu in der Lage, zu einer Meta-Phorá, zu einem Performativ der Über-Tragung zu werden, das sich nun

65 Vgl. Golinski 2002, 127.

66 Der Begriff ist Werner Hamachers (1994) Untersuchung zur Figur des Knabe Lenker in Goethes *Faust II* entnommen.

67 Vgl. Demetriou 2011; Bridges/Pascoe 2018.

68 Vgl. Fox Keller 1995, 40ff.

69 Breitenberg 1996, 84.

70 Bordo 1986, 451.

71 Lloyd in Helduser 2005, 75.

genötigt sieht, die Kluft zwischen alter und neuer Erkenntnisweise zu überbrücken. Dieses Performativ ist lediglich im männlich-homosexuellen Milieu zu denken, soll als mann-männliche Mäeutik funktionieren und kodiert Erkenntnisweise als männlich. Die rhetorischen Elemente der gezielten Auswahl der Argumente (*dispositio*) und der stilistischen Einkleidung (*elocutio*) werden performativ aufgewertet, indem die vermeintlich weibliche Praxis dem Verfügungsbereich männlicher Philosophen übergeben wird. Insofern die Genese des Gegenstandes – Erkenntnis – unmittelbar mit den Weisen seiner Hervorbringung zusammenhängt, legt die *poiesis* von Bacons Text davon Zeugnis ab, dass Männlichkeit seit der Frühen Neuzeit als epistemologische Praxis gelten kann. Da sie Positionalitäten generiert und diese Referenten einfordert, ist diese Form epistemologischer Männlichkeit im Anschluss nicht mehr nur metaphorisch zu verstehen, sondern bricht einer modernen Vergeschlechtlichungspolitik Bahn.

Literatur

- Leslie A. Adelson, *Making Bodies, Making History. Feminism and German Identity*, Lincoln 1993.
- Kate Aughterson, „Strange things so probably told‘: gender, sexual difference and knowledge in Bacon’s *New Atlantis*, in: Bronwen Price (Hg.), *Francis Bacon’s „New Atlantis“*. *New Interdisciplinary Essays*, Manchester 2003, 156-179.
- Francis Bacon, *The New Organon and Related Writings*, hg. u. eingel. v. Fulton H. Anderson, New York 1960.
- *The Masculine Birth of Time*, in: Benjamin Farrington, *The Philosophy of Francis Bacon. An Essay on its Development from 1603 to 1609 with the Translation of Fundamental Texts*, Chicago 1966 (=MBT), 59-102.
- Karen Barad: *Getting Real: Technoscientific Practices and the Materialization of Reality*, in: *differences*, 10,2 (1998), 87-128.
- Hans Blumenberg, *Legitimität der Neuzeit*, Frankfurt am Main 1996.
- Susan Bordo, *The Cartesian Masculinization of Thought*, in: *Signs*, 11,3 (1986), 439-456.
- Christina von Braun, *Das Geschlecht des Unbewussten in der Wissensordnung*, in: dies., Dorothea Dornhof u. Eva Johach (Hg.), *Das Unbewusste. Krisis und Kapital der Wissenschaften. Studien zum Verhältnis von Wissen und Geschlecht*, Bielefeld 2009, 119-136.
- Mark Breitenberg, *Anxious Masculinity in Early Modern England*, Cambridge 1996.
- Tristan Bridges u. C. J. Pascoe, *Hybrid Masculinities: New Directions in the Sociology of Men and Masculinities*, in: *Sociology Compass* 8,3 (2014), 246-258.
- *On the Elasticity of Gender Hegemony. Why Hybrid Masculinities Fail to Undermine Gender and Sexual Inequality*, in: James W. Messerschmidt u.a. (Hg.), *Gender Reckonings. New Social Theory and Research*, New York 2018, 254-274.
- Raewyn Connell. *Masculinities*. Second Edition, Berkeley/Los Angeles 2005.
- u James W. Messerschmidt, *Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept*, in: *Gender & Society* 19,6 (2005), 829-859.
- Nina Degele, *Männlichkeit queeren*, in: Robin Bauer, Josch Hoenes u. Volker Woltersdorff (Hg.), *Unbeschreiblich männlich. Heteronormativitätskritische Perspektiven*, Hamburg 2007, 29-42.

- Demetrakis Z. Demetriou, Connell's concept of hegemonic masculinity: A critique, in: *Theory and Society*, 30 (2001), 337-361.
- Walter Erhart, Comparing Masculinities – True Grit (1968, 1969, 2010), in: *IASL* 42,2 (2016), 440-461.
- Benjamin Farrington, Francis Bacon. *Philosopher of Industrial Science*, New York 1949 Francis Bacon.
- *The Philosophy of Francis Bacon. An Essay on its Development from 1603 to 1609 with the Translation of Fundamental Texts*, Chicago 1966.
- Evelyn Fox Keller, Erkenntnis und sexuelle Liebe bei Plato und Bacon, in: *Feministische Studien*, 1,4 (1985), 47-56.
- *Reflections on Gender and Science*, New Haven 1995.
- Jan Golinski, The Care of the Self and The Masculine Birth of Time, in: *History of Science* XL (2002), 125-145.
- Werner Hamacher, Faust, Geld, in: *Athenäum* 4 (1994), 131-187.
- Graham Hammill, The Epistemology of Expurgation. Bacon and The Masculine Birth of Time, in: Jonathan Goldberg (Hg.), *Queering the Renaissance*, Durham, London 1994, 236-252.
- Urte Helduser, *Geschlechterprogramme. Konzepte der literarischen Moderne um 1900*, Köln 2005.
- Devon L. Hodges, *Renaissance Fiction of Anatomy*, Massachusetts 1985.
- Walter Hollstein, *Männerdämmerung. Von Tätern, Opfern, Schurken und Helden*, Göttingen 1999.
- Cornelia Klinger, Das Bild der Frau in der patriarchalen Philosophiegeschichte. Eine Auswahlbibliographie, in: Herta Nagl-Docekal (Hg.), *Feministische Philosophie*, München, Wien 1999, 244-276.
- Teresa de Lauretis, *Technologies of Gender. Essays in Theory, Film, and Fiction*, Bloomington 1987.
- Tom Von Malssen, *The Political Philosophy of Francis Bacon. On the Unity of Knowledge*, Albany 2015.
- Helmut Müller-Sievers, *Epigenesis. Naturphilosophie im Sprachdenken Wilhelm von Humboldts*, München 1993.
- Carolyn Merchant, Secrets of Nature. The Bacon Debates Revisited, in: *Journal of the History of Ideas*, 69 (2008), 147-162.
- James Messerschmidt u. Michael Messner, Hegemonic, Nonhegemonic, and „New“ Masculinities, in: dies. u.a. (Hg.), *Gender Reckonings. New Social Theory and Research*, New York 2018, 35-56.
- Michael Meuser, Riskante Praktiken. Zur Aneignung von Männlichkeit in den ersten Spielen des Wettbewerbs, in: Helga Bilden u. Bettina Dausien (Hg.), *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodische Aspekte*, Opladen 2006, 163-178.
- Timothy Reiss, *The Discourse of Modernism*, Ithaca, London 1982.
- Sylka Scholz, „Hegemoniale Männlichkeit“ – Innovatives Konzept oder Leerformel?, in: Hella Hertzfeld, Katrin Schäffgen u. Silke Veth (Hg.), *GeschlechterVerhältnisse. Analysen aus Wissenschaft, Politik und Praxis*, Berlin 2004, 33-45.
- Christina Schües, *Philosophie des Geborensseins*, Freiburg, München 2008.
- Joseph Vogl, Poetologie des Wissens, in: Ralf Simon (Hg.), *Grundthemen der Literaturwissenschaft: Poetik und Poetizität*, Stuttgart 2018, 460-474.
- Sigrid Weigel, *Genea-Logik. Tradition und Evolution zwischen Kultur- und Naturwissenschaft*, München 2006.

David Wellbery, Kunst – Zeugung – Geburt. Überlegungen zu einer anthropologischen Grundfigur, in: ders./Christian Begemann (Hg.), Kunst – Zeugung – Geburt. Theorien und Metaphern ästhetischer Produktion in der Neuzeit. Freiburg i. Br. 2002, 9-36.

Stefan Willer, „Eine sonderbare Generation“. Zur Poetik der Zeugung um 1800, in: Sigrid Weigel et al. (Hg.), Generation. Zur Genealogie des Konzepts, Konzepte von Genealogie, München 2005, 125-156.

Marius Reisener

PhD-Net: Das Wissen der Literatur
Humboldt-Universität zu Berlin
reisenmq@hu-berlin.de

Tagträume einer Angestellten. Lili Grüns *Mädchenhimmel!*

Damaris Türk

Die ‚Goldenen Zwanziger‘ haben Konjunktur. Das zeigt sich nicht nur am Erfolg von Serien wie *Babylon Berlin*, sondern auch an den zahlreichen Neuauflagen von Romanen, Erzählungen und Gedichten von Autorinnen aus ebendieser Zeit, die in das urbane Leben des aufbrausenden Berlin mitnehmen.¹ Die Zwischenkriegszeit fasziniert auch hundert Jahre später noch. Vielleicht sogar besonders, weil (scheinbare) Parallelen erkennbar sind zwischen dem Berlin der zwanziger und frühen dreißiger Jahre und dem heutigen Berlin, das noch immer geprägt ist von schnellem Umbruch, kultureller Vielfalt und geliebter Ekstase. Die Autorinnen aus dieser Phase lassen uns in ihre Welt eintauchen und zugleich können wir diese Welt auch in unserer Lebensrealität wiederfinden.

Eine dieser kürzlich wiederentdeckten Autorinnen ist Lili Grün, eine österreichisch-jüdische Autorin, deren Gedichte zwischen 1929 und 1937 in verschiedenen Berliner, Prager und Wiener Tageszeitungen abgedruckt wurden und die erst 2014 von Anke Heimberg in der Edition *Mädchenhimmel!* neu gesammelt und herausgegeben wurden.

So kann man sich Lili Grün gut im Berlin, Hamburg oder Wien der Gegenwart vorstellen; als junge Frau, die ‚was mit Medien macht‘ und ihr Liebesglück sucht, in beidem mal mehr, mal weniger erfolgreich ist, und nicht nur für sich spricht, wenn sie darüber schreibt.²

Deniz Yücel erklärt mit dieser Einschätzung von *Mädchenhimmel!* die Autorin Lili Grün für nahezu zeitgenössisch. Inwiefern die Gedichte tatsächlich noch immer als aktuell gelten können, soll in diesem Beitrag diskutiert werden.

Grüns Gedichte handeln von den Versuchen, ein neues, emanzipiertes Frauenbild umzusetzen: Sie beschreiben die Spannungen zwischen Berufsalltag, Liebesbeziehungen, Partnerschaften und Trennungen. In den Gedichten werden so neue Konzepte von Weiblichkeit und Liebe aus der Zeit der Weimarer Republik erkennbar. Als Autorin der Neuen Sachlichkeit kombiniert Lili Grün in ihrer Lyrik den distanzierten und sachlichen Schreibstil dieser Phase mit ihrem eigenen, persönlichen Stil. Die Traumwelt der ‚Goldenen Zwanziger‘ wird hier immer wieder aufgebaut und anschließend, so lässt sich mit Hartmut Vollmer ein zentraler Topos der Neuen Sachlichkeit beschreiben, „als Scheinwelt und Klischeeprojektion entlarvt, sei es durch ironische Erzähldistanz oder sei es durch einen veristischen Blick.“³

Lili Grün und ihr Werk waren lange Zeit vergessen und wurden nach dem Zweiten Weltkrieg erst wieder durch Hilde Spiel erwähnt. So erinnerte Spiel an die Zeit des Nationalsozialismus und die

1 So wurden in den letzten Jahren beispielsweise Gabriele Tergits *Käsebir erobert den Kurfürstendamm* und Mascha Kalékos *Das lyrische Stenogrammheft* neu aufgelegt.

2 Deniz Yücel: Beinahe vergessene Autorin Lili Grün.

3 Hartmut Vollmer: Liebes(ver)lust. S. 579.

Er mordung zahlreicher ihrer Zeitgenoss_innen⁴, unter ihnen auch Lili Grün: „[E]in rührendes Mädchen, das mit seinem zarten Roman *Herz über Bord* zum ersten Mal in dem fatalen Jahr 1933 hervortrat.“⁵ Aufgrund der Erwähnung von Publikationen einiger Gedichte Lili Grüns durch Petra Budke und Jutta Schulze⁶ begann Anke Heimberg, wie sie in ihrem Nachwort zu *Mädchenhimmel!* schreibt,⁷ nach weiteren Gedichten in Zeitungen und Zeitschriften zu suchen. Der Wiener Literaturhistoriker und Archivar Eckart Früh hatte zu diesem Zeitpunkt ebenfalls einige bibliographische Angaben zu Gedichten und Prosatexten in Wiener Zeitungen und Zeitschriften gesammelt.⁸ Mit diesen Anhaltspunkten konnte Heimberg ihre Recherche beginnen und besorgte so nach den Romanen *Zum Theater!*⁹ und *Alles ist Jazz*¹⁰ im Jahr 2014 die Ausgabe *Mädchenhimmel!*.

Die Gedichte in *Mädchenhimmel!* sind in einem so persönlichen Stil geschrieben, dass häufig von einer Identität der lyrischen Subjekte mit der Verfasserin ausgegangen wird.¹¹ Während Grün in ihren Romanen detaillierte Einblicke in einzelne Frauenfiguren gibt, werden in ihren lyrischen Subjekten viele unterschiedliche weibliche Identitäten erkennbar. Es sind weibliche, facettenreiche Stimmen, die auf das seit der Jahrhundertwende entstehende, vielfältige Rollenspektrum der Frauentypologien von der ‚femme fragile‘, ‚femme enfant‘ und ‚femme fatale‘ bis zur ‚Neuen Frau‘ zurückgreifen: die ‚alte‘ Frau der Jahrhundertwende und die ‚Neue‘ Frau der Neuen Sachlichkeit können hierbei in ein und derselben Figur verschmelzen. Grüns individueller Schreibstil scheint auch die Aktualität ihrer Lyrik auszumachen, denn er wirkt authentisch, ungeschönt und noch immer jugendlich.

1. Die Neue Frau zwischen Alltag und Existenzkrisen

Doris, Gilgi, Helene und Frieda: Dies sind nur einige der Hauptfiguren von Autorinnen, die das moderne Frauenbild der 1920er Jahre entscheidend geprägt haben.¹² Die genannten Frauenfiguren werden in den Romanen verstärkt als Subjekte erkennbar, so dass die Leserinnen nicht nur die von Männern projizierten Bilder von Frauen rezipieren, sondern sich selbst in den Heldinnen wiedererkennen können: ein Effekt, den auch Walter Erhart und Britta Herrmann in Bezug auf Literatur von Autorinnen feststellen.¹³ Die Romane treten somit in eine „Wechselbeziehung mit ihren Leserinnen ein, die sowohl explizite Adressatinnen als auch Gegenstand der schriftstellerischen Arbeit werden“.¹⁴ Durch ein nahezu journalistisches Verfahren versuchen viele Autorinnen der

4 In diesem Beitrag wird auf das generische Maskulinum verzichtet und mit dem sogenannten Gap gegendert. Diese Schreibweise bezieht nicht-binäre Personen ein.

5 Hilde Spiel: Die Österreichische Literatur nach 1945. S. 43.

6 Vgl. Petra Budke und Jutta Schulze: Schriftstellerinnen in Berlin 1871 bis 1945. S. 152f.

7 Vgl. Anke Heimberg: Nachwort. S. 163.

8 Vgl. ebd. S. 164.

9 Der Roman *Zum Theater!* erschien 1935 erstmals unter dem Titel *Loni in der Kleinstadt*.

10 Die erste Ausgabe von 1933 erschien unter dem Titel *Herz über Bord* im Paul Zsolnay Verlag.

11 In Katharina Achtsniths Diplomarbeit heißt es: „Daher haben ihre drei Protagonistinnen Elli, Loni und Susi nicht nur das ‚i‘ am Ende ihrer Namen gemeinsam, sondern spiegeln auch die Sicht Lili Grüns als Frau der Zwischenkriegszeit wider.“ Katharina Achtsnith: Von Indianermädchen und Schafen. 39. Solche Aussagen sind m.E. zu allgemein, Ausnahmen bilden jedoch einzelne Gedichte, in denen deutliche Verweise des artikulierenden Ichs auf Lili Grüns Identität zu erkennen sind.

12 Es handelt sich hier um die Heldinnen aus den Romanen *Das kunstseidene Mädchen* und *Gilgi, eine von uns* von Irmgard Keun, *Stud. chem. Helene Willfüer* von Vicki Baum und *Mehlreisende Frieda Geier* von Marieluise Fleißer.

13 Vgl. Walter Erhart und Britta Herrmann: Feministische Zugänge – ‚Gender Studies‘. S. 500f.

14 Kerstin Barndt: Sentiment und Sachlichkeit. S. 3.

Neuen Sachlichkeit, ein akkurates Bild ihrer Gegenwart zu erzeugen. Auch in der Lyrik werden neue, selbstbewusste Frauenfiguren mit einer eigenen Stimme entworfen. Die neusachlichen Lyrikerinnen setzen dabei das Dichten mit einem journalistischen Ansatz in Verbindung und verdrängen so den „fabulierenden Erzählstil“¹⁵ des Expressionismus zugunsten eines dezidiert alltäglichen und observierenden Schreibstils. Sie verstehen sich als Berichterstatterinnen und streben somit, gewissermaßen als „Vivisekteure der Zeit“¹⁶, die authentische Abbildung ihrer Gegenwart an.

Die Neuen Frauen sind eigenverantwortlich, sie springen dort ein, wo nach dem Krieg und durch die Verarmung des Mittelstands der traditionelle Versorger fehlt.¹⁷ Sie „stürzen sich [...] begeistert in die Arbeits- und Freizeitwelt des modernen städtischen Lebens“¹⁸, werden dort jedoch mit der ungeschönten Realität konfrontiert, denn sie beziehen schlechtere Gehälter als ihre männlichen Kollegen, haben kaum Aufstiegschancen und können jederzeit wieder entlassen werden.

Mit der rechtlich festgeschriebenen Gleichstellung der Geschlechter in der Weimarer Reichsverfassung aus dem Jahr 1919 waren Frauen zwar nicht mehr schonungslos der zuvor bestehenden gesellschaftlichen Ungleichbehandlung von Männern und Frauen ausgesetzt; eine tatsächliche politische oder gar ökonomische Gleichstellung der Frau war damit allerdings nach wie vor nicht erreicht.¹⁹ Berufstätigkeit und ein damit verbundenes Heraustreten in die Öffentlichkeit wurde in den Zwanziger Jahren erstmals auch als potentiell wichtige Erfahrung und bisweilen notwendiger Lebensabschnitt von Frauen angesehen.²⁰ Sie bestimmen nach dem Krieg auch allein deshalb deutlich erkennbar den öffentlichen Raum, weil sie mehr als die Hälfte der deutschen Bevölkerung stellen.²¹ Weimars gesellschaftlich-kulturelles System war gespalten: Zwar entwickelte sich allmählich eine modernere, freiere Einstellung bezüglich „Sitte und Lebensgestaltung“,²² dem entgegen stand jedoch eine stark kulturkonservative und antimodernistische Strömung.²³ Liane Schüller bezieht sich auf Walter Delabar, wenn sie schreibt, dass sich in einer dynamischen Zeit wie der Weimarer Republik, die stetigen Veränderungen ausgesetzt ist, „der Einzelne in einem Prozess der Neuorientierung wiederfand“²⁴ und dies „eine Umstrukturierung beinahe aller bisher praktizierten Lebensformen mit sich brachte“.²⁵ Dieses „Gefühl der Ohnmacht“²⁶ schien als „Motor für Neues“²⁷ zu dienen, mit dessen Hilfe der oder die Einzelne sich gegen den Dynamisierungsprozess der Zeit stellen konnte.²⁸ Die Öffnung eines neuen Arbeitsmarktes voller Chancen betraf

15 Sabina Becker: *Neue Sachlichkeit im Roman*. S. 10f.

16 Ebd.

17 Vgl. Hilke Veth: *Literatur von Frauen*. S. 460.

18 Ebd.

19 Die Tarifverträge für kaufmännische Angestellte in der Weimarer Republik legten fest, dass Frauen einen Gehaltsabzug von mindestens 10 bis 25 Prozent akzeptieren mussten. Als Begründung diente das Argument, dass Frauen weniger Geld für Kleidung und Haushalt ausgeben müssten als Männer, da Frauen sich „ihre Blusen und Röcke selber nähen, ihre Pullover selber stricken, ihre Strümpfe selber flicken und ihr Essen selber kochen könnten.“ Ute Frevert: *Frauen-Geschichte*. S. 174.

20 Vgl. Gesa Kessemeier: *Sportlich, sachlich, männlich*. S. 171.

21 Vgl. ebd. S. 165.

22 Eberhard Kolb und Dirk Schumann: *Die Weimarer Republik*. S. 97.

23 Vgl. ebd.

24 Liane Schüller: *Vom Ernst der Zerstreuung*. S. 19.

25 Ebd.

26 Walter Delabar: *Was tun?* S. 22.

27 Liane Schüller: *Vom Ernst der Zerstreuung*. S. 19.

28 Vgl. ebd.

insbesondere junge Frauen. Viele von ihnen waren nun befähigt, aber somit auch darauf angewiesen, ihren Lebensunterhalt eigenständig zu erwirtschaften bzw. ihren Anteil zum Familieneinkommen beizutragen.

Vor diesem Hintergrund seien zwei Gedichte hervorgehoben, die die skizzierte Problemlage beispielhaft illustrieren. In Grüns Gedicht *Monolog*²⁹ begegnen wir einem artikulierenden Ich, das finanzielle Sorgen hat und versucht, sich „Geld für die Miete zu borgen“ (V. 4). Zugleich finden sich hier einmontierte Ausschnitte eines Stellengesuchs. In dem Gedicht *Im Zimmer wird es langsam dunkel*³⁰ zeichnet das artikulierende Ich einen deutlichen Kontrast zwischen dem Zimmer, in dem es sich mit seinem Partner vor dem Erwachsenwerden verstecken kann, und dem „Leben“ (V. 5) draußen, das geprägt ist von „Alltagsorgen“ (V. 6) und „Schulden“ (V. 8).

Die Frauen, die nach dem Ersten Weltkrieg erwerbstätig werden, erfahren mit der neugewonnenen Selbstständigkeit auch ungekannte negative Folgen. Die in Grüns Lyrik geäußerten Sorgen um Mieten und Schulden spiegeln die Situation vieler Frauen wider, die unter dem Deckmantel der Emanzipation ausgebeutet wurden: „[D]er schöne Schein der jungen, dynamischen und erfolgsverwöhnten berufstätigen Frau, wie er im Laufe der Zwanziger Jahre von den Medien kolportiert worden war, entpuppte sich zunehmend als Schimäre.“³¹

2. Arbeitsalltag und Utopie: *Mädchenhimmel!*

Dieses Trugbild der emanzipierten, erfolgsverwöhnten Angestellten wird in der Literatur vermehrt in der Tätigkeit der Sekretärin und Stenotypistin abgebildet. In der Lyrik trägt besonders Mascha Kaléko mit *Das lyrische Stenogrammheft* zur Literarisierung des Alltags von weiblichen Angestellten bei. Während die Schreibmaschine als Innovation nicht allein dafür zuständig war, dass Frauen in Büros arbeiteten, war sie zudem von Anfang an nicht an den Mann als Arbeitskraft gekoppelt. Dies bot besonders Frauen die Chance, sich an und mit der neuen Maschine zu profilieren. Die Kehrseite bestand jedoch darin, dass Frauen für überwiegend einfache schematische Arbeiten eingesetzt wurden, während mehrheitlich Männer die qualifizierteren Positionen bekleideten.³² Die „enorme Nachfrage der Industrie nach kaufmännischem Personal, verbunden mit einer zunehmenden Zerlegung, Standardisierung und Maschinisierung der Arbeitsfunktionen“³³ war also letztlich keineswegs geschlechtsneutral. Es wurde propagiert, dass Frauen für die Schreibmaschinentätigkeit gewissermaßen von Natur aus besser geeignet seien als Männer.³⁴ Dieser Mythos des ‚Frauenberufs

29 Lili Grün: *Monolog*. S. 7. Hier erklärt das Ich: „– – – Ich bin im Februar neunzehnhundertvier in Wien geboren, / Frühzeitig hab’ ich Vater und Mutter verloren. [...]“. Die Übereinstimmung des artikulierenden Ichs mit Lili Grün, die 1904 in Wien geboren wurde und deren Eltern früh starben, ist hier unverkennbar.

30 Lili Grün: *Im Zimmer wird es langsam dunkel*. S. 42f.

31 Liane Schüller: *Vom Ernst der Zerstreuung*. S. 26.

32 Vgl. Ute Frevert: *Frauen-Geschichte*. S. 173.

33 Ebd.

34 So weist Schüller darauf hin, dass die angebliche Fingerfertigkeit, „die sich bürgerliche Töchter durchs jahrelange Etüdenspiel am Klavier erworben haben mochten“, immer wieder als Argument angeführt wurde um zu rechtfertigen, dass Frauen besser für das Tippen geeignet seien als ihre männlichen Kollegen. Liane Schüller: *Vom Ernst der Zerstreuung*. S. 258.

Stenotypistin' half, die patriarchal geprägte Geschlechterhierarchie zu konstituieren und zu stabilisieren.

Im den Band seinen Titel gebenden Gedicht *Mädchenhimmel!*³⁵ beschreibt das artikulierende Ich aus dem urbanen Alltag einer weiblichen Büroangestellten seine Vorstellung von einem eigens für arbeitende Frauen zugänglichen Paradies.

Wenn ich auch nichts von den Dingen versteh',
Eins weiß ich genau:
Es gibt ein eigenes Paradies für die Frau.
Für uns, die wir den ganzen Tag dienen
In dunklen Büros bei den Schreibmaschinen.

Dort sind wir den ganzen Tag ausgeschlafen,
Und schon zum Frühstück gibt's Sahne und Kuchen,
Und da soll mal einer versuchen, uns was zu schaffen!
Na, ich danke, der hat nichts zu lachen!

Und in der ewigen Seligkeit
Bekommen wir täglich ein neues Kleid.
Und jeden Tag wird ausgegangen
In einem Kleid mit richtigem Dekolleté
In ein Theater oder Konzertcafé!
Und statt der verdammten Schreibmaschine
Bekommt jede von uns eine Limousine!

Dort ziehen wir mit einer Jazzbandkapelle mal ein,
Und die Frau vom Chef darf nicht hinein!
Au fein!

In dem Gedicht wird eine Raumopposition zwischen den „dunklen Büros“ (V. 5) und einem imaginierten eigenen „Paradies für die Frau“ (V. 3) aufgebaut. Dabei fängt die erste Strophe eine wirklichkeitsnahe Situation ein: Die Beschreibung der Eintönigkeit des Arbeitsalltags erfolgt durch das Verb „dienen“ (V. 4), das die Abhängigkeit und Unterwerfung der weiblichen Angestellten betont. „Dienen“ als Verb aus dem Bereich der Kriegesemantik suggeriert hier zudem ein ‚weibliches‘ Gegenstück zum mit dem Kriegsdienst verbundenen „dienen für das Vaterland“. Die Monotonie der Arbeit wird zusätzlich durch die Zeitangabe „den ganzen Tag“ (V. 4) betont. Diese Binnen-Anapher schafft eine Parallelität zwischen der ersten und zweiten Strophe. Auffällig ist die Ersetzung des Verbs und damit der Tätigkeit „dienen“ durch den Zustand „ausgeschlafen“ (V. 6). Hierdurch wird eine inhaltliche Abgrenzung und (zukünftige) Veränderung im Wunschraum erkennbar. Die zweite Strophe als imaginiertes Eldorado wird auch in der dritten und letzten Strophe fortgesetzt. Ebenso wie die zweite Strophe wird auch die letzte Strophe mit dem deiktischen Ausdruck „dort“ eingeleitet (V. 17), der auf das eigene „Paradies für die Frau“ (V. 3) verweist. Durch den wiederholten Versbeginn mit „und“ (V. 6, 7, 10, 12, 15) wird insgesamt eine anaphorische Struktur geschaffen. Die Vergnügungen und Verheißungen erhalten auf diese Weise einen Aufzählungscharakter, der überdies verdeutlicht, dass sich die Liste des gewünschten Inventars noch ergänzen ließe. Durch insgesamt

35 Lili Grün: *Mädchenhimmel!* S. 20.

fünf Ausrufungszeichen wird nicht zuletzt eine gewisse Emphase deutlich, ebenso durch die Interjektionen „Na“ (V. 9) und „Au fein!“ (V. 19). Letztere verleiht dem Gedicht besonders eindringlichen Nachdruck, da sie alleinstehend als letzter Vers den Schluss bildet.

Die religiöse Semantik („Paradies“, V. 3; „ewige Seligkeit“, V. 10) wird ins Profane überführt, indem das Paradies zu einer Welt des Konsums wird.³⁶ Die aufgezählten Gegenstände werden dabei überhöht und bilden eine Klimax, ausgehend von „Sahne und Kuchen“ (V. 7) über das Kleid (V. 13) bis hin zur Limousine (V. 16). Der detaillierten Beschreibung der Wunschwelt folgen die steigenden Ansprüche des artikulierenden Ichs.

Überdies wird ein solidarischer Kollektivgedanke erkennbar, wenn es heißt, „jede von uns“ (V. 16) solle eine Limousine bekommen. Die 1. Person Plural wird auch in weiteren Teilen des Gedichts verwendet. So spricht das artikulierende Ich davon, dass „wir den ganzen Tag dienen“, „wir den ganzen Tag ausgeschlafen“ sind (V. 6), es „mal einer versuchen [soll], uns was zu schaffen“ (V. 8) und „wir täglich ein neues Kleid [bekommen]“ (V. 11). Dieser Gemeinschaftsgedanke wird besonders gegen die Männer, die einem „was [...] schaffen wollen“ (V. 8), ausgespielt. In Opposition zu dem genannten solidarischen Kollektiv von Frauen steht die Exklusivität desselben, die durch den Ausschluss der „Frau vom Chef“ (V. 18) deutlich wird. Das Klischee der beschäftigungslosen Frau des Chefs verstärkt den Gedanken, dass die Vorzüge, die der „Mädchenhimmel“ mit sich bringt, lediglich von denen genutzt werden dürfen, die es sich verdient haben.³⁷ Auch über das Klassenbewusstsein und die Zugehörigkeit zum Angestelltenmilieu bildet sich das besagte Kollektiv, das sich gegen die Chefetage solidarisiert, zumindest im Erschaffen des „Mädchenhimmels“. Die naive Wunschvorstellung von einer Verbesserung der Lebensumstände durch Luxusgegenstände zeigt zudem, dass das Gedicht keinen ernsthaften politischen Impetus verfolgt, sondern lediglich mit den überzogenen Forderungen spielt, deren Einlösung gleichzeitig als unmöglich markiert bleibt. Das artikulierende Ich fordert hier nicht etwa die Verbesserung der Arbeitsumstände, sondern flüchtet sich letztlich in die Welt derer, die es ausbeuten.

Die dritte Strophe liest sich wie eine Repräsentation der stereotypen Vergnügungswelt der ‚Goldenen Zwanziger‘. Erst in Vers 15 erfährt diese einen Bruch, denn auch in der Imagination dieser Traumwelt ist der Alltag noch präsent. Die Stenotypistinentätigkeit wird hier noch negativer bewertet als bereits in Vers 5, die inzwischen „verdammte[...] Schreibmaschine“ (V. 15) soll durch eine Limousine ersetzt werden. Sowohl Schreibmaschine als auch Limousine sind hierbei Gegenstände, die sich mit der Moderne etablieren. Während die Schreibmaschine den Fortschritt der Technik sowie die zunehmende Instrumentalisierung der Arbeitskräfte in sich vereint, bleibt die Limousine ein reiner Luxusgegenstand. Der daraus resultierende Gegensatz zwischen Errungenschaften für die einen und Beschwerden für die anderen wird so deutlich aufgezeigt, denn die Schreibmaschine als Arbeitswerkzeug der weiblichen Angestellten symbolisiert gleichzeitig ihre Misere.

36 Walter Benjamin schreibt 1921 über den „Kapitalismus als Religion“, dass der Kapitalismus essentiell der Befriedigung derselben Sorgen, Qualen und Unruhen dient, auf die ehemals die Religionen Antwort gaben. Somit sei im Kapitalismus eine Religion zu erkennen. Lili Grün scheint in ihrem Gedicht diesen Ansatz aufzugreifen, indem das Paradies von einer religiösen Vorstellung zu einem kapitalistischen Konsumwunsch gewendet wird. Vgl. Walter Benjamin: *Kapitalismus als Religion*. S. 15.

37 So gab es auch Missgunst unter Kolleginnen: Die gegen Ende der Weimarer Republik schwebende Sorge um den Verlust des Arbeitsplatzes sorgte für Konkurrenzkämpfe. Durch Gehässigkeiten untereinander entstand der Druck, sich anzupassen und unterzuordnen. Vgl. Roebing, Irmgard: „Haarschnitt ist noch nicht Freiheit“. S. 46.

Durch helle Vokale und die vielen Exklamationen wirkt das Gedicht generell gelöst und ungezwungen. Auch der imaginierte Einzug in das Paradies mit einer „Jazzbandkapelle“ (V. 17) zeigt den selbstbewussten Ton des artikulierenden Ichs. Ein solcher Einzug entspricht einem Siegeszug in einen erkämpften Raum. Die Jazzbandkappelle bietet hier gewissermaßen das Zwanziger-Jahre-Äquivalent zum Bild „mit Pauken und Trompeten“, wodurch eine weitere Abgrenzung zum und Umkehrung vom militärischen Duktus wie in der ersten Strophe erkennbar wird. Jazzmusik als spontaner, individueller und improvisierter Musikstil markiert nicht zuletzt den Ausbruch aus dem konventionellen Wertesystem.

Dieser Ausbruch wird auch durch ein unregelmäßiges Strophen- und Reimschema verdeutlicht: Die erste Strophe beginnt mit einer Weise, auf diese folgen zwei Paarreime, die die Eintönigkeit des Büroalltags einfangen. Das Reimschema in der zweiten Strophe ist sehr unregelmäßig, es kennzeichnet die Traumwelt, in der alle Möglichkeiten offenstehen. Der Binnenreim in der zweiten Strophe nimmt die Ernsthaftigkeit und unterstützt durch Humor den gedanklichen Aufstieg von der dunklen Bürowelt in die imaginierten paradiesischen Zustände. In der dritten Strophe kehrt allmählich wieder Ordnung ins Reimschema ein. Die Paarreime illustrieren die Normalität, die in die täglichen Vergnügungsabende im „Mädchenhimmel“ einkehrt. Die letzte Strophe steht im Haufenreim und suggeriert dadurch ein fortdauerndes Existieren der utopischen Vorstellung des artikulierenden Ichs.

Das satirisch beschriebene Paradies bildet eine Art verzerrten ‚locus amoenus‘ der Angestellten ab. Die „ewige Seligkeit“ bleibt jedoch demonstrativ utopisch, obwohl sie dem artikulierenden Ich gleichzeitig scheinbar als Gewissheit gilt (vgl. V. 2). Es weiß, dass es keine realpolitischen Verbesserungen geben kann und spielt darum ein ironisches Spiel mit den Grenzen der Angestelltenwelt, um sich einen Ausweg in die Utopie zu schaffen. Die Konsum- und Vergnügungsgüter sind genauso unbeständig wie die Neue Frau, ihre Vergänglichkeit kann durch den Konsum nicht aufgehalten werden. Die als Sekretärinnen und Stenotypistinnen angestellten Frauen leben in der Zwischenkriegszeit häufig unter der ständigen Angst, ihre Anstellung zu verlieren. Neben der körperlichen und mentalen Anstrengung und somit eventuell verfrühten Arbeitsunfähigkeit ist hierbei auch ein zu hohes Arbeitsalter ein verbreiteter Kündigungsgrund. Es gibt viele junge Frauen, die eine Anstellung suchen, während die männlich geprägten Chefetagen sich nicht davor scheuen, ältere Frauen durch jüngere zu ersetzen.³⁸ Arbeitslosigkeit geht einher mit dem Verlust der Selbstständigkeit, und so handelt es sich bei der Tätigkeit der Büroangestellten noch immer häufig um eine Art Übergangsstadium,³⁹ das genutzt wird, um einen Ehemann zu finden.

Auch der Titel *Mädchenhimmel!* zeigt an, dass nur Frauen eines gewissen Alters Zugang zu diesem erhalten, dass also nur junge Frauen die (scheinbaren) Vorzüge der ‚Goldenen Zwanziger‘ genießen können. Das Adjektiv ‚neu‘ wird in Verbindung mit dieser Frauengeneration häufig als Synonym für

38 Durch mangelhafte Ausbildungen und steigendes Alter wurden Angestellte im Bürowesen schnell uninteressant: „Es war ein doppeltes Dilemma [...]. Da sie jung sein sollten, war es kaum möglich, eine langjährige, fundierte Ausbildung zu absolvieren, die ihnen als Perspektive eine gut bezahlte und langfristige Position in Aussicht gestellt hätte.“ Liane Schüller: Vom Ernst der Zerstreuung. S. 290. Siegfried Kracauer schrieb dazu 1930: „[S]o ist doch heute tatsächlich die Altersgrenze im Geschäftsleben stark nach unten gedrückt, und mit vierzig Jahren sind viele, die noch munter zu leben glauben, wirtschaftlich leider schon tot.“ Siegfried Kracauer: Die Angestellten. S. 44.

39 Vgl. Liane Schüller: Vom Ernst der Zerstreuung. S. 289.

Jugend verwendet: Diese soll erhalten bleiben, denn sie verspricht Unabhängigkeit und Freiheit.⁴⁰ Die Idealisierung der Jugend wird verstärkt durch die Medien, die besonders für die Verinnerlichung des Mythos der Neuen Frau, wie er heute noch bekannt ist, verantwortlich sind.⁴¹



MÄDCHENHIMMEL!

Wenn ich auch nichts von den Dingen versteh', | Eins weiß ich genau: | Es gibt ein eigenes Paradies für die Frau. | Für uns, die wir den ganzen Tag dienen | In dunklen Büros bei den Schreibmaschinen. || Dort sind wir den ganzen Tag ausgeschlafen, | Und schon zum Frühstück gibt's Sahne und Kuchen, | Und da soll mal einer versuchen, uns was zu schaffen! | Na, ich danke, der hat nichts zu lachen! || Und in der ewigen Seligkeit | Bekommen wir täglich ein neues Kleid. | Und jeden Abend wird ausgegangen | In einem Kleid mit richtigem Dekolleté | In ein Theater oder Konzertcafé! | Und statt der verdammten Schreibmaschine | Bekommt jede von uns eine Limousine! || Dort ziehen wir mit einer Jazzbandkapelle mal ein, | Und die Frau vom Chef darf nicht hinein! | Au fein!

Abbildung aus: Das Leben (1930), H. 4. S. 47.

40 Vgl. ebd. S. 29.

41 Vgl. ebd. S. 33.

Das Pressewesen trug mit einer Fülle an Zeitungen und Zeitschriften dazu bei, dass sich das Bild der Neuen Frau manifestierte. *Mädchenhimmel!* wurde in der Zeitschrift „Das Leben“ zu der schwarz-weiß-Fotografie Frauenbeine des Ateliers Manassé abgedruckt, die das Stereotyp der makellosen Angestellten wiederholte. Die Fotografie zeigt die überschlagenen Beine einer Büroangestellten, die im kurzen Rock vor der Schreibmaschine sitzt. Durch die kunstseidene Strumpfhose wird ein Glanz vermittelt, der in Verbindung steht zu dem oftmals als halbseiden wahrgenommen Beruf. So beschreibt die Schriftstellerin und Frauenrechtlerin Alice Rühle-Gerstel 1932 – anspielend auf Irmgard Keuns berühmten Roman *Das kunstseidene Mädchen* und dessen ehrgeizige Heldin Doris – die Berufe, die für die Neue Frau vorgesehen sind, als „halbseiden, wie die Strümpfe und Hemdchen der Ladenfräuleins, halbseiden wie ihr Gemüt und ihre Gedankenwelt.“⁴² Viele der angestellten Sekretärinnen und Stenotypistinnen sind ‚kunstseidene‘ Mädchen, die „fixiert [sind] auf Kommerz und Kino, auf glänzende Oberfläche, auf Mode und mondänes Leben, von dem ihre Lebensrealität aber weit entfernt ist“.⁴³ Da das artikulierende Ich in *Mädchenhimmel!* aber durchaus weiß, dass die Zeiten nur ‚kunstseiden‘ sind, ist die naive Flucht in eine Utopie als Teil eines Schutzmechanismus zu werten. Die Flucht in diese imaginierten Welten lässt die Frage offen, ob die Zeit der Neuen Frau von vornherein begrenzt ist.

3. Wunsch nach Bewahrung der Neuen Frau

Wir wurden Ärztinnen und Juristinnen und Journalistinnen und Ministerialbeamtinnen. Wir gingen in den Lebenskampf und bewährten uns, soweit man sich, geduldet halb und halb gehaßt, bewähren kann. Wie wir aber auftauchten, kurzröckig, kurzhaarig und schlankbeinig, fuhren die Männer der älteren Generation zusammen und fragten: ‚Was sind das für Geschöpfe?‘ Wir antworteten: ‚Die neue Frau.‘ Das war alles gestern.⁴⁴

Mit diesem Nachruf auf die Neue Frau weist Gabriele Tergit 1933 sowohl auf das idealisierte Selbstverständnis einer Frauengeneration als auch auf dessen temporäre Begrenzung hin.

Mit dem Jahre 1933 fand die Zeit der ‚kurzröckigen, kurzhaarigen und schlankbeinigen‘, um die Jahrhundertwende geborenen Frauen durch einen weiteren sozioökonomischen Umschwung, der konservative Ideale für eine nach 1919 geborene Frauengeneration vorantrieb, auch schon wieder ein Ende⁴⁵,

und „[p]arallel zu den Kämpfen um eine neue Weiblichkeit gew[a]nnen die alten Weiblichkeitsvorstellungen bei der jüngeren Generation wieder an Faszination.“⁴⁶ Mit dem Nationalsozialismus verbreiteten sich völkisch-nationalistische Werte. Die Aufgaben von Frauen beschränkten sich fortan auf den Bereich der familiären Reproduktionsarbeit, wofür sie mit dem sogenannten Mutterkreuz ausgezeichnet werden konnten. Damit korrelierte die von der NS-Propaganda lancierte Opfer-

42 Alice Rühle-Gerstel: *Das Frauenproblem der Gegenwart*. S. 299. Das Adjektiv ‚kunstseiden‘ wird durch Irmgard Keuns Roman *Das kunstseidene Mädchen* zur Beschreibung einer Vortäuschung von Wohlstand geprägt.

43 Ariane Martin: *Kultur der Oberfläche, Glanz der Moderne*. S. 350.

44 Gabriele Tergit: *Die Frauen-Tribüne*. S. 3.

45 Barbara Drescher: *Die ‚Neue Frau‘*. S. 163.

46 Helga Karrenbrock: *„Das Heraustreten der Frau aus dem Bild des Mannes“*. S. 36.

bereitschaft und Pflichterfüllung, was letztlich die Verdrängung von Frauen aus dem öffentlichen Leben zur Folge hatte. Dieser Umschwung und der damit einhergehende Verlust von den neuen, emanzipierten Frauenbildern kam nicht überraschend, sondern deutete sich, könnte man sagen, unter anderem auch in Lili Grüns Lyrik an.

Durch die Auseinandersetzung mit den Themen Alter und Sehnsucht nach Jugend in ihren Gedichten wird der melancholische Wunsch nach der Bewahrung der Neuen Frau deutlich. Es scheint, als sei die Generation der Neuen Frauen einmalig, als wäre nur die Zeit, in der die Frauen jung sind, das Jahrzehnt der Zwanziger Jahre, der Neuen Frau gewidmet. Durch das Ausbrechen aus der Realität flüchten sich die lyrischen Subjekte auch aus dem Älterwerden und halten sich jung durch Traumgebilde (wie in *Mädchenhimmel!*) und die Projektion in Märchen und Kindheitsfantasien. In dem Gedicht *Im Zimmer wird es langsam dunkel* verbringt das artikulierende Ich Zeit mit seinem Partner in einer Wohnung und spricht von dem „Leben“ (V. 5), das draußen vorbeifliegt. Durch intertextuelle Verweise auf das Märchen „Hänsel und Gretel“ der Gebrüder Grimm verwandelt Grün das artikulierende Ich und seinen Partner in Kinder, die sich im Wald verirrt haben. Anders als im Märchen bittet hier jedoch das artikulierende Ich seinen Partner, die Hexe umzubringen; im Märchen hingegen bringt Gretel durch eine List die Hexe um und befreit dann Hänsel. Durch die wiederkehrenden Sätze „Du bist groß und ich bin klein“ (V. 3, V. 28) und „Ich bin klein und schrecklich dumm“ (V. 19) wird die Erzählform eines Märchens zitiert. Das artikulierende Ich bringt sich somit in die Position eines hilfsbedürftigen Kindes, ist tendenziell unemanzipiert und verfolgt ein klassisches Liebeskonzept, in dem der Mann die Frau rettet und beschützt.

Auch auf die gesammelten Erzählungen *Tausendundeine Nacht* nimmt das artikulierende Ich Bezug. Es wünscht sich, dass es gemeinsam mit dem Partner auf seinem großen Teppich zur Sonne fliegen kann, um dort ein Rendezvous zu haben. Mit dem vierten Vers des Gedichts „Laß uns bißchen kitschig sein“ warnt das artikulierende Ich im Vorhinein, dass es sich bewusst in diese Fantasiewelten begeben möchte und die dort dargestellten klassischen Frauenbilder als kitschig empfindet.

In *Gespräch vor meinem Spiegelbild*⁴⁷ wird ein artikulierendes Ich beschrieben, das vor dem eigenen Anblick im Spiegel erschrickt, weil es erkennt, dass es erwachsen ist. Bereits durch den Titel wird die Referenz zum Grimm'schen *Schneewittchen* evoziert.⁴⁸ In der zweiten Strophe lässt es die Kindheit Revue passieren. Diese beinhaltet das Lesen im Märchenbuch und das Essen „aus einem bunten Tellerchen“ (V. 8), womit ein weiterer intertextueller Verweis auf das Märchen gegeben ist. In der dritten Strophe erklärt das artikulierende Ich, es habe „gelernt zu resignieren / Liebe, Glauben, Hoffnung zu verlieren“ (V. 14/15). Durch den bekannten, hier variierten Bibelvers⁴⁹ und die Märchenanspielungen verwendet Grün zum einen die Montagetechnik, die in der Neuen Sachlichkeit große Beliebtheit erfährt, zum anderen bringt sie religiöse Verweise in ein profanes, romantische Topoi aufgreifendes Gedicht. Die ernste Thematik der dritten Strophe wird schlagartig beendet durch

47 Lili Grün: *Gespräch vor meinem Spiegelbild*. S. 52.

48 In Mascha Kalékos Gedicht *Vor dem Spiegel* wird ebenfalls die Angst vor dem Älterwerden beschrieben und durch ein verändertes Zitat aus dem Märchen *Schneewittchen* auf die Kindheit angespielt: „Oh, Spieglein, Spieglein an der Wand, / Wohin hast du das Kind verbannt?“ Das Typoskript von *Vor dem Spiegel* aus dem Nachlass wurde in *In meinen Träumen läutet es Sturm* veröffentlicht, eine genaue Datierung ist jedoch nicht möglich. Mascha Kaléko: *Vor dem Spiegel*. S. 68.

49 „Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; die größte aber von diesen ist die Liebe.“ 1. Korinther 13, 13.

den Teil eines Sprichwortes: „Ja, aus Kindern werden Leute!“ (V. 19). Die das Gedicht beendende Exclamatio ermöglicht in ihrer saloppen Umformulierung eines Gemeinplatzes eine doppelte Lesart: So wird einerseits auffallend unspektakulär der Lauf der Dinge konstatiert, andererseits gemahnt gerade der Allgemeinplatz an das allgemeine und unausweichliche Los, das hier als der trostlose Verlust von Kindheit, Glauben, Liebe und Hoffnung gesetzt wird.

Kirsten Reinert verweist darauf, dass ab 1929/1930 durch die Verbreitung des Bildes der ‚Dame‘ in der Presse ein neues Leitbild geschaffen wurde, das die vorausgehenden Erscheinungsbilder der Neuen Frauen verwerfen sollte.⁵⁰ Besonders schien der Fokus darauf zu liegen, die Jugendlichkeit, die mit der Neuen Frau durch ihr knabenhaftes und unbekümmertes Auftreten assoziiert wurde, durch ein neues konservativ-weibliches Erscheinungsbild, Altersunabhängigkeit und bewusstes ‚Frausein‘ zu ersetzen und sie somit zur Dame zu machen. Dabei hob die Dame die Neue Frau vorerst nicht auf, aber sie „korrigierte das Bild der neuen Frau, sie nahm ihr das Selbstverständnis und das Jugendliche“.⁵¹

Kirsten Reinert subsumiert die Zusammenfügung von Neuer Frau und Dame wie folgt:

Die Synthese von ‚neuer Frau‘ und ‚Dame‘ stoppte den Modernisierungsprozeß; die Dame entpolitisierte und entschärfte die neue Frau. Bevor die neue Frau ihr Potential ausschöpfen konnte, wurde sie verdrängt von der milden Version der Dame.⁵²

Die artikulierenden Ichs in den Gedichten von Lili Grün hingegen versuchen nicht zuletzt, das idealisierte Bild der Neuen Frau zu fixieren und ihre Jugendlichkeit bei gleichzeitigen Reflexionen über das Altern zu erhalten.

4. Schluss

Die historischen und sozialen Kontexte der Gedichte von Lili Grün liegen in der transformierten Lebenslage der Frau, der Lockerung moralischer Beschränkungen und den neuen Möglichkeiten beruflicher Entfaltung. Die „Fragilität und Unsicherheit des Geschlechterverhältnisses“⁵³ steht dem gegenüber und verunsichert die Figuren in der Lyrik von Grün ebenso wie die Bürger_innen der Weimarer Republik und der Republik Österreich. Die Texte zeigen die Erfahrungen, die Frauen mit ihrer neuen Rolle machen: Einem Beruf nachgehen zu können, bedeutet nicht nur Freiheit, sondern auch Abhängigkeit und Zwang; das neue Selbstbewusstsein der Frauen führt zu neuen Schwierigkeiten und Unterdrückungsformen im Privatleben.

Neben der naiven und träumenden Angestellten in *Mädchenhimmel!* zeigen sich auch die anderen Frauen in den Gedichten von Lili Grün gefangen zwischen widersprüchlichen Vorstellungen wie Idealisierung der Lebenswelt und Veränderungswünschen, Vergangenheitsbezug und Zukunftsszenarien, Selbstständigkeit und Abhängigkeit, neuen Freiheiten und alten Restriktionen. Die artiku-

50 Vgl. Kirsten Reinert: Frauen und Sexualreform 1897–1933. S. 170.

51 Ebd. S. 171.

52 Ebd. S. 172.

53 Johannes G. Pankau: Einführung in die Literatur der Neuen Sachlichkeit. S. 92.

lierenden Ichs sind zwar reflektiert und lernfähig, aber gleichzeitig Wiederholungstäterinnen. Die Partizipation in der Öffentlichkeit muss in ihrer neuen Form erst erlernt werden – von den Frauen, jedoch ebenso von den Männern. Aus Verzweiflung und Langeweile flüchten sich Frauen in „Geschichten, in denen sie Leben suchen“, ⁵⁴ Zukunftsutopien und Momente ihrer Vergangenheit.

In den Rezensionen, die um die Veröffentlichung von *Mädchenhimmel!* entstanden sind, wird immer auch Lili Grüns Leben und ihrer Ermordung im Konzentrationslager Maly Trostinez thematisiert. ⁵⁵ Martin Doerry schreibt, er könne nicht mit Gewissheit behaupten, dass Grün eine gute Schriftstellerin sei, denn „die nun wieder veröffentlichten Texte lassen sich nicht mehr unbefangen lesen und beurteilen. [...] Ihr Werk wurde von ihrer Leidensgeschichte für immer kontaminiert.“ ⁵⁶

Solche Fragen literarischer Wertung können angesichts der Aktualität ihrer Texte sekundär werden, zumal zu bedenken ist, dass Wertungen nie überzeitlich oder kontextunabhängig sind. ⁵⁷ Tatsächlich ist Lili Grün, wenn sie das turbulente Leben als (Neue) Frau in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren beschreibt, ihrer Zeit weit voraus. So lässt sich von dieser verlorenen Generation der Zwanziger Jahre eine Brücke schlagen zur heutigen Zeit und einer neuen Frauengeneration. In Anlehnung an Deniz Yücel's eingangs zitierte Einschätzung wird deutlich, dass das durch Grün beschriebene Leben in der Großstadt auch heute noch ganz ähnlich illustriert wird und die Ziel- und Orientierungslosigkeit mit einer höheren Anzahl an Optionen nur umso deutlicher bestehen bleibt. Noch immer leben viele Frauen in der Spannung zwischen Emanzipation und dem Halt, den konservative Vorstellungen ihnen geben. Die Auseinandersetzung mit den Gedichten von Grün zeigt deutlich, dass ihre Texte an und für sich wichtige Beiträge zur Lyrik der Neuen Sachlichkeit leisten. Die behandelten Themen haben dabei jedoch nicht an Aktualität verloren, sondern weisen vielmehr verblüffende Parallelen zu aktuellen Diskursen um die Rolle der Frau in der Gesellschaft und die Gleichstellung von Mann und Frau, besonders in Bezug auf die Arbeitswelt, auf.

Männliche Stimmen kommen in Lili Grüns Lyrik nicht zu Wort: Weder der Chef noch der Partner oder das männliche Gegenüber können das (weibliche) lyrische Subjekt unterbrechen. Auch in dieser Hinsicht erscheint Grüns Lyrik heute noch sehr zeitgemäß. Sie verleiht den artikulierenden Ichs eigene Stimmen, die weibliche Sicht wird hier unabhängig von der männlichen Perspektive dargelegt.

54 Hartmut Vollmer: *Liebes(ver)lust*. S. 582.

55 Aktuell verfasst Anke Heimberg eine Biografie über Lili Grün. Zusätzlich hat sich Corinna Prey ausführlich mit dem Leben von Grün auseinandergesetzt. Corinna Prey: *Leben und Werk der Schriftstellerin Lili Grün*.

56 Martin Doerry: *Scharf auf Seele*.

57 Vgl. Simone Winko: *Literarische Wertung und Kanonbildung*. S. 590.

Literatur

- Achtsnith, Katharina: Von Indianermädchen und Schafen. Die „Neue Frau“ zwischen Realität und Fiktion in Lili Grüns Romanen „Herz über Bord“, „Loni in der Kleinstadt“ und „Junge Bürokrant übernimmt auch andere Arbeit“. Diplomarbeit. Wien 2014. http://othes.univie.ac.at/31384/1/2014-01-08_0700629.pdf (Zugriff: 15.05.2019).
- Barndt, Kerstin: Sentiment und Sachlichkeit. Der Roman der Neuen Frau in der Weimarer Republik. Köln/Weimar/Wien 2003.
- Becker, Sabina: Neue Sachlichkeit im Roman. In: Neue Sachlichkeit im Roman. Neue Interpretationen zum Roman der Weimarer Republik. Hrsg. von Sabina Becker/Christoph Weiß. Stuttgart 1995. S. 7–26.
- Benjamin, Walter: Kapitalismus als Religion. In: Kapitalismus als Religion. Hrsg. von Dirk Baecker. Berlin 2003. S. 15–18.
- Budke, Petra und Jutta Schulze: Schriftstellerinnen in Berlin 1871 bis 1945. Ein Lexikon zu Leben und Werk. Berlin 1995. S. 152f.
- Das Leben (1930), H. 4. S. 47.
- Delabar, Walter: Was tun? Romane am Ende der Weimarer Republik. Opladen/Wiesbaden 1999.
- Doerry, Martin: Scharf auf Seele. In: DER SPIEGEL 26/2014. <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-127739898.html> (Zugriff: 15.05.2019).
- Drescher, Barbara: Die ‚Neue Frau‘. In: Autorinnen der Weimarer Republik. Hrsg. von Walter Fähnders und Helga Karrenbrock. Bielefeld 2003. S. 163–186.
- Erhart, Walter und Britta Herrmann: Feministische Zugänge – ‚Gender Studies‘. In: Grundzüge der Literaturwissenschaft. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold und Heinrich Detering. 3. Aufl. München 1999. S. 498–515.
- Frevert, Ute: Frauen-Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit. Frankfurt am Main 1986.
- Grimm, Jacob und Wilhelm: Kinder- und Hausmärchen. Band 1. Stuttgart 1980.
- Grün, Lili: Mädchenhimmel! Gedichte und Geschichten. Berlin 2014.
- Kaléko, Mascha: In meinen Träumen läutet es Sturm. Gedichte und Epigramme aus dem Nachlaß. Hrsg. und eingeleitet von Gisela Zoch-Westphal. München 1977.
- Karrenbrock, Helga: „Das Heraustreten der Frau aus dem Bild des Mannes“. Zum Selbstverständnis schreibender Frauen in den Zwanziger Jahren. In: Autorinnen der Weimarer Republik. Hrsg. von Walter Fähnders und Helga Karrenbrock. Bielefeld 2003. S. 21–38.
- Kessemeier, Gesa: Sportlich, sachlich, männlich. Das Bild der ‚Neuen Frau‘ in den Zwanziger Jahren. Zur Konstruktion geschlechtsspezifischer Körperbilder in der Mode der Jahre 1920 bis 1929. Münster 1999.
- Kolb, Eberhard und Dirk Schumann: Die Weimarer Republik. 8. Aufl. München 2013.
- Kracauer, Siegfried: Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland. Frankfurt am Main 2016.
- Martin, Ariane: Kultur der Oberfläche, Glanz der Moderne. Irmgard Keuns Roman *Das kunstseidene Mädchen* (1932). In: Deutschsprachige Romane der klassischen Moderne. Hrsg. von Matthias Luserke-Jaqui. Berlin/New York 2008. S. 349–367.
- Pankau, Johannes G.: Einführung in die Literatur der Neuen Sachlichkeit. Darmstadt 2010.

- Prey, Corinna: Leben und Werk der Schriftstellerin Lili Grün. Diplomarbeit. Wien 2011.
http://personal.murrayhall.com/wp-content/uploads/2017/09/Prey_Leben-und-Werk-der-Schriftstellerin-Lili-Gr%C3%BCn.pdf (Zugriff: 15.05.2019).
- Reinert, Kirsten: Frauen und Sexualreform 1897–1933. Herbolzheim 2000.
- Roebing, Irmgard: „Haarschnitt ist noch nicht Freiheit“. Das Ringen um Bilder der Neuen Frau in Texten von Autorinnen und Autoren der Weimarer Republik. In: Jahrbuch zur Literatur der Weimarer Republik 5 (1999/2000). S. 13–76.
- Rühle-Gerstel, Alice: Das Frauenproblem der Gegenwart. Eine psychologische Bilanz. Leipzig 1932.
- Schüller, Liane: Vom Ernst der Zerstreuung. Schreibende Frauen am Ende der Weimarer Republik: Marieluise Fleißer, Irmgard Keun und Gabriele Tergit. Bielefeld 2005.
- Spiel, Hilde: Die Österreichische Literatur nach 1945. Eine Einführung. In: Die zeitgenössische Literatur Österreichs. Hrsg. von Hilde Spiel. Zürich/München 1976. S. 13–127.
- Tergit, Gabriele: Die Frauen-Tribüne. In: Die Frauen-Tribüne 1 (1933), H. 1/2. S. 3.
- Veth, Hilke: Literatur von Frauen. In: Literatur der Weimarer Republik 1918-1933. Hrsg. von Bernhard Weyergraf. München/Wien 1995. S. 446–482.
- Vollmer, Hartmut: Liebes(ver)lust. Existenzsuche und Beziehungen von Männern und Frauen in den deutschsprachigen Romanen der zwanziger Jahre. Erzählte Krisen – Krisen des Erzählens. Oldenburg 1998.
- Winko, Simone: Literarische Wertung und Kanonbildung. In: Grundzüge der Literaturwissenschaft. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold und Heinrich Detering. 3. Aufl. München 1999. S. 585–600.
- Yücel, Deniz: Beinahe vergessene Autorin Lili Grün – „Ich bin so scharf auf Seele!“. <http://www.taz.de/!5024838/> (Zugriff: 15.05.2019).

Damaris Türk

Germanistisches Institut

Westfälische Wilhelms-Universität Münster

damaristuerk@googlemail.com

Arbeitstagung der Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG) 2019

Birgitta Wrede, Ilona Pache, Michèle Amacker, Andrea Ellmeier & Dirk Schulz

Die 17. Arbeitstagung der „Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum“ (KEG) fand vom 3. bis 4. Juli 2019 an der FernUniversität in Hagen statt. Dieses jährlich stattfindende Forum bot wieder die Gelegenheit, inhaltlich und hochschulpolitisch brisante Entwicklungen in den Gender Studies mit Fachkolleg_innen zu erörtern. Gerade in Zeiten von sich zuspitzenden politischen, diskursiven und zum Teil gewaltvollen Oppositionierungen und Grenzziehungen im Allgemeinen und den seit geraumer Zeit medial vielfach gestützten Anfeindungen, Schmähungen, ja sogar Verboten von Gender Studies im Besonderen waren die zwei Tage der KEG wichtig und vor allem voller *produktiver* Dialoge, voll mit *wertschätzendem* Austausch zu unseren Einrichtungen und voller wechselseitiger, solidarischer, zukunftsorientierter *Stärkung* unserer Arbeit.

Bei all der durch die KEG versammelten Vielfalt und Verschiedenheit ist ein leitender Gedanke der eines umfassenden Netzwerkes, das eine grundsätzlich geteilte Selbstverständlichkeit der Bedeutung von Gender Studies und unseres jeweiligen Engagements hierin würdigt. Viele von uns stellen die Gender Studies als signifikantes, produktives, interdisziplinäres Feld immer wieder an den jeweiligen Standorten dar und verteidigen es gegen aktuell um sich greifende ökonomische und gesellschaftspolitische Zweifel bzw. Panik vor dieser Wissenschaft. Darum ist es wichtig, dass wir jenseits von Wettbewerbs- und Profilierungsgedanken, die unsere institutionelle Arbeit begleiten, unsere „Batterien“ immer wieder gemeinsam aufladen, überregionale Allianzen erfahren, entwickeln und aktuelle Fragen und Ideen miteinander teilen können, um gestärkt wieder an unsere Wirkungsstätten zurückzukehren.

Das Programm der Tagung umfasste erneut Themen, die sowohl derzeitige hochschulpolitische, disziplinäre und kommunikationsbasierte Entwicklungen und Fragestellungen als auch gesamtgesellschaftliche Anliegen und Debatten in den Blick nahmen.

Die erste AG beschäftigte sich mit *Chancen und Herausforderungen digitaler Wissenschaftskommunikation für die Gender Studies*. Die Digitalisierung in der Wissenschaft birgt viele Potentiale, auch für die Gender Studies: verschiedene Kommunikationskanäle im Netz brechen alte Publikationsmodelle auf und können besonders marginalisierten Stimmen zu mehr Reichweite verhelfen, Open-Science-Ansätze und soziale Medien helfen, die Kluft zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit zu überbrücken. Gleichzeitig ist bekannt, welche Risiken die Digitalisierung mit sich bringt. Diese Risiken sind nicht nur technischer Natur, sondern besonders auch politischer. So ist das Netz häufig Austragungsort konzertierter Angriffe gegen die Gender Studies und verwandte Fächer sowie gegen ihre Vertreter_innen und Unterstützer_innen. Die Chance, im Netz sichtbar zu werden, erzeugt nicht nur positive Aufmerksamkeit, sondern führt auch zu Angriffen. Über digitale Wissenschafts-

kommunikation in den Gender Studies nachzudenken, bedeutet somit nicht nur technische, sondern auch politische Gegenwarts- und Zukunftsszenarien abzuwägen.

Die Verweigerung digitaler Strategien ist dabei keine Lösung. In dieser Arbeitsgruppe wurden Strategien für digitale Wissenschaftskommunikation in einem gemeinsamen Erfahrungsaustausch angeregt und beispielhaft anhand bereits bestehender digitaler Strukturen weitergedacht. Zentrale Fragen waren dabei, wie die eigene Community als Zielgruppe erreicht werden kann, welcher Aufwand dazu betrieben werden muss und welche Ressourcen verfügbar sind. Gemeinsam mit den Workshopteilnehmer_innen und anknüpfend an ihre Erfahrungen als Rezipient_innen und Kommunikator_innen wurden die anstehenden Herausforderungen produktiv gedacht, um erfolgreiche digitale Wissenschaftskommunikation für die Gender Studies zu entwickeln.

Die AG *Regionale und nationale Netzwerke der Gender Studies* stellte die strukturellen und personellen Veränderungen der (Landes-)Arbeitsgemeinschaften der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterforschung in den Mittelpunkt ihrer Diskussionen. Ausgangspunkt war die Spezifik der Arbeit von (Landes-)Arbeitsgemeinschaften, die durch mehrere Faktoren charakterisiert werden können: Erstens sind sie von mannigfaltigen politischen Gelegenheitsstrukturen abhängig, zweitens kommt den Geschäftsstellen, die hochschulübergreifende Netzwerke koordinieren, und der Etablierung bzw. dem Abbau derselben eine hohe Bedeutung zu. Wie ferner die Erfahrungen im gesamten deutschsprachigen Raum (D-A-CH) zeigen, hängt die Arbeit von (Landes-)Arbeitsgemeinschaften und damit auch das Profil der Frauen- und Geschlechterforschung selbst im besonderen Maße von unterschiedlichen (teils divergierenden) Interessen der Akteur_innen ab.

Trotz der sich daraus ergebenden Vor- und Nachteile für den Arbeitsalltag gibt es selten überregional sowie international die Möglichkeit einer strategischen Diskussion untereinander. Die KEG bietet einen solchen Raum, der in diesem Jahr zur Diskussion insbesondere folgender Punkte genutzt wurde: Formen und Strategien der Institutionalisierung und Absicherung von (Geschäftsstellen von) Netzwerken der Frauen- und Geschlechterforschung; Reflexion des Arbeitsalltags in den Arbeitsgemeinschaften; Dokumentation und Weitergabe von Wissen der Netzwerkarbeit; Entwicklung von Ideen und Strategien bezüglich einer Kooperation zwischen den Arbeitsgemeinschaften (und ihren Geschäftsstellen).

Die AG *Mit Studierenden der Gender Studies im Bündnis bei hochschulpolitischen Fragen* machte die politische Handlungsfähigkeit von Studierenden zum Thema, die in der Entwicklungs- und Etablierungsgeschichte der Frauen-, Geschlechter- und Genderforschung eine nicht unerhebliche Rolle spielte. Engagierte Studierende organisierten gemeinsam mit Lehrenden die ersten Frauenseminare, kämpften für Frauenprofessuren und für den Erhalt von Forschungszentren. Auch heute bringen sich Studierende der Gender Studies, organisiert z.B. in Fachschaften, in der akademischen Selbstverwaltung oder als studentische Vertreter_innen der Gleichstellungspolitik für geschlechterpolitische Positionen an der Hochschule ein. Dabei stehen sie oft für ähnliche Positionen wie institutionalisierte geschlechterpolitische Hochschulakteur_innen. Ob bei Studiengangskreditierungen, in Berufungsprozessen oder vor dem Hintergrund rechtspopulistischer Angriffe – zum Teil sind institutionelle Akteur_innen auf ein Bündnis mit Studierenden angewiesen, um in hochschulpolitischen Prozessen handlungsfähig(er) zu werden. Aber auch Studierende sind auf

Unterstützung von institutioneller Seite, seien es Ressourcen, ideeller Beistand oder Supervision, angewiesen, um sich für ihre Interessen einsetzen zu können.

Das Verhältnis von Studierenden der Gender Studies, institutionellen Akteur_innen der Gender Studies und der Gleichstellungspolitik ist dabei komplex. Aufgrund unterschiedlicher struktureller Logiken können sich hochschulpolitische Interessen Studierender und institutionalisierter Akteur_innen kontrovers gegenüberstehen. Auch die bestehenden asymmetrischen Machtverhältnisse zwischen ihnen und die unterschiedlichen Verfügbarkeiten von symbolischem und materiellem Kapital fordern die Zusammenarbeit heraus.

Die AG beleuchtete das Potenzial hochschulpolitischer Bündnisse zwischen Studierenden der Gender Studies und institutionellen geschlechterpolitischen Hochschulakteur_innen (Studiengangskoordinationen, Forschungszentren, Lehrende, Gleichstellung). Betrachtet wurden dabei sowohl die Herausforderungen als auch die Bedingungen der Zusammenarbeit. Diskutiert wurde an Fallbeispielen, wie Unterstützung über Statusgrenzen hinweg aussehen kann. Eine zentrale Frage dabei war, wie mit bestehenden asymmetrischen Machtverhältnissen umgegangen werden muss, wenn gemeinsame geschlechterpolitische Ziele an der Hochschule erreicht werden sollen.

Die AG *Antifeminismus in Hochschule, Wissenschaft und Gesellschaft* beschäftigte sich mit dem gegenwärtigen Erstarken rechtspopulistischer Parteien und Bewegungen und mit der damit einhergehenden Zunahme von Antifeminismus. Zwischen beiden Phänomenen besteht ein konstitutiver Zusammenhang: Beide propagieren biologistisch die Zweigeschlechtlichkeit, beide lehnen Gleichstellungsmaßnahmen und sexuelle Selbstbestimmung ab, was sich in der Problematisierung von Abtreibung, der Ehe für alle oder der 3. Option äußert. Zugleich wird die Geschlechtergleichheit kulturalisiert und in einem völkisch-rassistischen und islamfeindlichen Diskurs gegen Flüchtlinge und Migrant_innen gewendet.

Auch die Wissenschaft gerät in das Visier von Antifeminist_innen und Rechtspopulist_innen. Nicht nur die Geschlechterforschung wird als unwissenschaftlich disqualifiziert. Auch Teilbereiche der Soziologie, der Politikwissenschaft, der Bildungs- und Kulturwissenschaften, die sich mit Geschlechterordnungen befassen, geraten unter Druck, ebenso wie Gleichstellungsakteur_innen an den Hochschulen. Angriffe werden auch als Positionen eines traditionsreichen akademischen Antifeminismus formuliert. Zugleich finden antifeministische Verleumdungen viele Anschläge in der Gesellschaft, verbreitet durch Medien und ihr (politisches) Feuilleton, von den Kommentarspalten sozialer und traditioneller Medien ganz zu schweigen.

Im Zentrum der AG stand die Frage, was das Erstarken von offen artikuliertem Antifeminismus für die Wissenschaft, aber auch die Gesellschaft bedeutet, und welche Handlungsmöglichkeiten dagegen bestehen.

Die AG *Gender- und Diversity-Zertifikate* beschäftigte sich mit diesen als ein zentrales Instrument, um Gender-Lehre strukturell an Hochschulen zu verankern. Zertifikate bieten neue Möglichkeiten zu einer interdisziplinären Ausrichtung von Studieninhalten und können so als gute Ergänzung zu bestehenden Gender-Studiengängen betrachtet werden. Sowohl bei ihrer Einrichtung als auch bei

der Durchführung der Zertifikatsprogramme ergeben sich allerdings auch besondere Herausforderungen und Fragen.

Diskutiert wurden Fragen der Lehrformate, der Kriterien für Gender-Lehre/gendersensible Lehre, des Verständnisses von Gender-Kompetenz, der Einbindung von Lehrenden in die Zertifikatsprogramme, der Möglichkeiten (bundes-)länderübergreifender Kooperationen und der Nutzung digitaler bzw. Online-Medien.

Die AG *Studiengänge: ‚Einführungen‘ unter der Lupe – Welches ‚disziplinäre‘ Wissen findet sich in einführenden Lehrveranstaltungen der Gender-Studies?* erarbeitete grundlegende Erfordernisse und Problematiken im Zusammenhang mit einführenden Lehrveranstaltungen der Gender Studies: Welche Ansprüche gibt es an solche Veranstaltungen, die zumeist im Rahmen von Pflichtmodulen angeboten werden? Welche Bedürfnisse müssen sie in disziplinären und interdisziplinären Kontexten abdecken? Welche Schwierigkeiten ergeben sich daraus? Welche Kompetenzen erwerben die Studierenden der Gender Studies? In einem weiteren Schritt wurden diese Erfahrungen und Vorstellungen zum einen mit den konkreten Semesterprogrammen verschiedener Eingangsveranstaltungen in Beziehung gesetzt, zum anderen mit den Ergebnissen einer D-A-CH-Studie (TU Berlin), in der einführende Veranstaltungen in Hinblick auf ihre (Un)Vergleichbarkeit und Kanonbildung analysiert wurden.

Bei der AG *Gleichstellungspolitik und Gender Studies an Kunsthochschulen und -universitäten* wurde das Thema der Gender-Lehre (Gender-Studiengänge, Gender-Lehrveranstaltungen etc.) in den Mittelpunkt gestellt. Es sollte in erster Linie ein Austausch darüber stattfinden, in welcher Weise Gender-Lehre resp. Gender Studies an den jeweiligen Hochschulen verankert sind, d.h. als Pflicht-, Wahlpflichtfächer oder als freie Wahlfächer. Damit waren neben Gleichstellungs- oder Frauenbeauftragten auch Kolleginnen und Kollegen aus den Bereichen der Lehre und Forschung angesprochen. Darüber hinaus gab es einen Austausch über Genderdenominationen bei Professuren. Diskussionsleitend waren Fragen wie: Wann gab es erste Aktivitäten zur Integration von Gender-Lehre in den Studienalltag? Welche Personen (gatekeeper) und Gremien waren und sind verantwortlich für die Integration von Gender-Lehrveranstaltungen? Gibt es in der forschungsgeleiteten Lehre Gender-Angebote? Wie werden Gender-Lehrveranstaltungen von den Lehrenden und Studierenden angenommen? Schlägt sich Gender-Lehre in den Abschlussarbeiten nieder (und wie)?

In der AG *Berufsperspektiven in/mit den Gender Studies* wurden zunächst die zentralen Ergebnisse des diesjährigen Mittelbauworkshops des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW zum Thema „Employability und Empowerment?“ vorgestellt. Dies diente als Grundlage für die Diskussion im Rahmen eines Weltcafés zu Perspektiven und Tätigkeitsfeldern für die Absolvierenden der Gender Studies: Welche Berufslaufbahnen ergeben sich sowohl im Bereich der Forschung, des Wissenschaftsmanagements als auch in der außeruniversitären Praxis, beispielsweise in Gleichstellungseinrichtungen? Was ist mit einem Abschluss in Gender Studies erreichbar? Dies wurde sowohl auf einer individuellen als auch auf einer politischen Ebene und in Bezug auf sich eröffnende andere, innovative Berufsperspektiven sowie die Frage, wie geschlechtertheoretische Erkenntnisse zu einer emanzipatorischen Transformation gesellschaftlicher Verhältnisse beitragen können, diskutiert.

Mit der AG *Herausforderungen und Strategien zur Inklusion von Gender in MINT* wurde ein Austauschforum initiiert, um mit Fachkolleg_innen aktuelle Ansätze und Projekte zur Inklusion von Gender in MINT zusammenzutragen. Damit wurde an bereits bestehende Initiativen angeknüpft, insbesondere sollten jedoch Möglichkeiten zur Verankerung genderreflektierter Lehre und Forschung in MINT mit neuen Formaten (auch im Rahmen der Digitalisierung) ausgelotet und zielführende Strategien entwickelt werden. Und dies vor dem folgendem Hintergrund: Seit Gründung der FiNuT (Frauen in Naturwissenschaft und Technik) vor über 40 Jahren werden Ansätze und Strategien zur Inklusion von Gender in den MINT-Fächern entwickelt. Doch trotz eines inzwischen ausgewiesenen und breiten Fundus an Forschungsliteratur und didaktischen Ansätzen bleibt die curriculare und nachhaltige Verankerung von Gender in MINT weiterhin marginal. In den letzten Jahren allerdings wird die Inklusion von Gender in MINT hochschulpolitisch aufgegriffen und finanziell gefördert, sowohl seitens des Bundes (u.a. Förderinitiative „Frauen an die Spitze“) als auch der Länder (z.B. befristete Professuren mit Gender-Denomination in MINT des Landes Niedersachsen). Während sich also Türen für Gender in MINT zu öffnen scheinen, zeigen sich jedoch nach wie vor Hindernisse zur nachhaltigen Inklusion.

Die AG *Open Access publizieren in den Einrichtungen: Geschäftsmodelle, Forschungsförderung und Publikationsberatung* hat Vertreter_innen von Zentren und Einrichtungen anhand von Handreichungen und Konzeptpapieren praktisch dabei unterstützt, einen eigenen Standpunkt im OA-Kontext zu entwickeln, eigene Publikationsprojekte abzusichern und Beratungsangebote an den aktuellen Erfordernissen auszurichten. Denn freies wissenschaftliches Publizieren gehört in den Hochschulen mittlerweile zum Alltag und ist eingebettet in die Richtlinien der nationalen und internationalen Forschungsfördereinrichtungen. Aktuelle Entwicklungen legen nahe, dass Open Access ab 2020 nicht mehr bloß eine Alternative zu herkömmlichen Publikationsmodellen ist, sondern sich als neuer Standard durchgesetzt haben wird.

Die Geschlechterforschung hat in den vergangenen Jahren auf diese Entwicklungen reagiert: Mit elektronischen Open-Access-Zeitschriften und dem GenderOpen-Repository sind erste Angebote geschaffen worden, um geschlechterwissenschaftliche Forschungsergebnisse frei zugänglich und nachnutzbar zu publizieren. Aber auch den Zentren und Einrichtungen der Geschlechterforschung kommt eine wichtige Rolle bei der Open-Access-Transformation zu: Mit eigenen Forschungs- und Publikationsprojekten, bei der Mitwirkung in Hochschulgremien und in der Publikationsberatung sind sie angehalten, die neuen Anforderungen umzusetzen, können dabei aber auch eigene Gestaltungsspielräume nutzen.

Die nächste Tagung der KEG wird ab Mittwoch, den 29. Januar 2020, an der TU Berlin im Vorfeld der Jubiläumstagung anlässlich des 10-jährigen Bestehens der Fachgesellschaft Geschlechterstudien am 30./31. Januar 2020 stattfinden.

Initiativen zur Ausgestaltung von AGs sind jederzeit herzlich willkommen. Bitte beachten Sie auch den Call, der Sie über die üblichen Verteiler erreichen und auf der Seite der KEG im Netz zu finden sein wird. Wir freuen uns auf eine rege und vielseitige Beteiligung!

Vorgesehen sind bereits jetzt folgende Themen, zu denen 2020 Arbeitsgruppen angeboten werden:

- Gender- und Diversity-Zertifikate
- Studiengänge
- Gleichstellungspolitik und Gender Studies an Kunsthochschulen und -universitäten
- Herausforderungen und Strategien zur Inklusion von Gender in MINT
- Regionale und nationale Netzwerke der Gender Studies
- Antifeminismus in Hochschule, Wissenschaft und Gesellschaft
- Chancen und Herausforderungen digitaler Wissenschaftskommunikation für die Gender Studies
- Gender-Lehre in der Weiterbildung und an Fachhochschulen

Die Sprecher_innen der KEG:

Dr. Birgitta Wrede (Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung (IZG),
Universität Bielefeld)

Dr. Ilona Pache (Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG),
Humboldt-Universität zu Berlin)

Dr. Michèle Amacker (Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung,
Universität Bern)

Dr. Andrea Ellmeier (Stabstelle für Gleichstellung, Gender Studies und Diversität (GGD), Universität
für Musik und darstellende Kunst Wien),

Dr. Dirk Schulz (GeStiK (Gender Studies in Köln), Universität zu Köln)

KEG im Internet: <http://www.genderkonferenz.eu>. Hier gibt es unter Kontakt die Möglichkeit, sich in die Mailingliste einzutragen. Informationen können über diese Mailingliste von den Eingetragenen verteilt werden.

Book Reading: *Homeland Maternity* by Natalie Fixmer-Oraiz

Holly Patch

On June 17, 2019, Prof. Natalie Fixmer-Oraiz (The University of Iowa) held a reading from her recently published monograph *Homeland Maternity: US Security Culture and the New Reproductive Regime* (University of Illinois Press, 2019) at the Eulenspiegel bookstore in Bielefeld, Germany. Prof. Tomke König (Sociology of Gender; IZG) presented the larger context of Natalie's two-week stay as an international guest lecturer (IGD-Programm) at Bielefeld University. Research associate Holly Patch (Sociology of Gender; IZG) then introduced Natalie to a diverse and full house. Sebastian Reeck of the Eulenspiegel collective provided a warm atmosphere for members of the broader public of Bielefeld to come together with local and international scholars to engage in critical, rigorous discussion of the politically relevant topic of Natalie's research: "homeland maternity." She has developed this term in theorizing how "motherhood and nation are deeply enmeshed and mutually constitutive" (3).

Her reading cleverly mirrored the structure of her book: she eased her audience into conversation by presenting two brief anecdotes representing homeland maternity and then guided us in teasing out the complex discursive entanglements of motherhood and nation within homeland security culture. Before diving into her rhetorical analysis, the communications studies scholar first traced the long history of the relationship between motherhood and nation in the US context, from the founding of the US republic to the era of slavery, the postwar era, and up into the 20th century, focusing on the ways maternal and reproductive labor have been regulated by racial domination, sexual violence, immigration policies, campaigns and technologies of birth control and sterilization, and traditional norms around femininity and domesticity.

Bringing us to the more recent past, Natalie gave examples of reproductive injustice happening now in the US. Her analysis allows us to see that these are material effects conditioned by homeland security state discourse. Chapter by chapter, she shows how the rhetorics of security, risk, emergency, and crisis play out in specific case studies. For the reading, she concentrated on risk, ultimately showing us how "female personhood is often eclipsed or subsumed by that of the fetus and/or child." Despite the fact that "institutional inequities such as poverty, racism, environmental toxins, and inaccessible or insufficient health care" present the biggest threats to fetal health, Natalie's analysis of homeland maternity reveals how states see and target pregnant individuals, and disproportionately "low-income women, immigrant women, and women of color," as the perpetrators of harm (80). Furthermore, she articulated how these rhetorics are not limited to institutional discourse; they are also to be found in the "commonplace" criticisms people make of pregnant women's behavior. Therefore, when turning to potential ways we might start to "subvert or coopt or undermine homeland maternity," she encouraged the audience to begin with a reflection of the "words that we speak and how we participate in public debates over pregnancy, reproduction, and parenting." Our words matter, too.



Photo: Holly Patch

Natalie spoke about current examples of devastating weaponization of homeland maternity by the Trump administration in its routine separation of undocumented families at the US-Mexico border. While she does not dispute the public's outrage and rallying around "families belong together," she does take on the question of what is going on in this discourse as it is being taken up by mainstream media. She argues that "with homeland maternity as critical heuristic, we are compelled to critique not only the role of the carceral state left largely unexamined here but also the specificity of the *gendered* and *reproductive* state violence enacted in this moment" (144, emphasis in original). Decidedly grounded in an ethic of reproductive justice and in its bringing together of "feminist studies of maternal and reproductive politics and critical scholarship on homeland security culture," (3-4) Natalie's homeland maternity provides a necessary and nuanced framework for naming and understanding complex, urgent events around reproductive politics today.

As with her research, during the Q&A discussion, Natalie was able to pull from both her scholarly and activist work in reproductive justice to provide thoughtful responses to articulate questions by audience members. The discussion centered on the various struggles around reproduction, motherhood, security, and nationalism in both the US and German contexts, at state and federal levels, as well as transnationally. What role does the religious right play in this; how do frameworks of morality or neoliberal demands on women constitute the subject of mother; to what extent could this analysis be applied to the German context; how aware is the general public of the reproductive injustices happening; what are possible modes for intervention; what activist work is being done; what can we do? These were some of the questions stimulated by Natalie's reading that made for an invigorating evening of exchange.

Fixmer-Oraiz, Natalie. 2019. *Homeland Maternity: U.S. Security Culture and the New Reproductive Regime*. Champaign-Urbana: University of Illinois Press.

Holly Patch

Fakultät für Soziologie

Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung (IZG)

Universität Bielefeld

holly.patch@uni-bielefeld.de

Die Dritte Option. Was heißt das jetzt in der Praxis?

John-Nuri Habicht

Im November 2018 trafen sich in Bielefeld Menschen aus unterschiedlichen Fach- und Berufsfeldern, um gemeinsam das Thema *Geschlecht divers – Der Beschluss des Bundesverfassungsgerichtes und seine Bedeutung für Hochschulen und andere öffentliche Einrichtungen* zu diskutieren. Die Veranstaltung begann mit einem Vortrag, der die Handlungsbedarfe zur Anerkennung geschlechtlicher Vielfalt behandelte und dann zu einer Podiumsdiskussion zwischen Vertreter*innen unterschiedlicher Felder überleitete. Der Anlass war offensichtlich: Das Bundesverfassungsgericht hatte am 10. Oktober 2017 die von einigen Menschen lang ersehnte Entscheidung zum Antrag auf eine dritte positive Eintragungsmöglichkeit im Personenstand veröffentlicht: Ja, es soll sie geben.

Warum informieren? Warum diskutieren?

Die Entscheidung des Gerichts forderte die Gesetzgeber*innen dazu auf, bis Ende 2018 eine Neuregelung für den Eintrag der Dritten Option zu schaffen. Menschen, die sich nicht den Kategorien „weiblich“ oder „männlich“ zuordnen, haben so die Chance, ihre Identität auf eigenen Identitätspapieren besser zu verorten. Mit dieser Entscheidung geht demzufolge einher, dass die bestehenden Gesetze verändert werden müssen – das ist die Aufgabe des Bundestages. Im Dezember 2018 folgte der entsprechende Beschluss.

Auch Verwaltungsapparate müssen ihre Entscheidungen und Handlungen an der gegenwärtigen Gesetzeslage orientieren. Mit der Änderung der Gesetze ist dementsprechend auch eine Veränderung der bisherigen Verwaltungsabläufe absehbar. Zusätzlich zu den Eintragsänderungen im Pass oder im Geburtenregister gibt es alltägliche Herausforderungen, denen sich die verschiedenen Institutionen und Organisationen stellen müssen. Ziel der Podiumsdiskussion war es, diese alltäglichen Schwierigkeiten zu benennen und – unter Einbeziehung verschiedenster Perspektiven – mögliche Handlungsoptionen zu evaluieren.

Auf Initiative von Prof.in Dr.in Tomke König von der Fakultät für Soziologie und dem Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung (IZG) entstand ein breites Interesse an der Veranstaltung: Sowohl das Universitätsrektorat, Teile der Studierendenschaft, wissenschaftlich Interessierte als auch Vertretungen aus Bürger*innen-Verwaltungen der umliegenden Städte waren zu Gast. Auf dem Podium diskutierten Anna Efremowa (Gleichstellungsbüro Uni Bielefeld), Dr. jur. Louis Kasten (Mitglied und Berater der Gruppe Dritte Option), Moritz Prasse (LSBTI-Jugendtreff Track e. V. in Münster) und Prof.*in Dr.*in RyLee Hühne (Fachhochschule Südwestfalen und „AG trans* emanzipatorische Hochschulpolitik“).

Dieser Beitrag wurde zuerst veröffentlicht in *sozusagen*, dem Studierendenmagazin an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld, SoSe 2019.

Der Vortrag

Neben einer allgemeinen Einführung zu bestimmten Begriffen und der Entwicklung der hier diskutierten Gesetzgebung wurde in dem vorangestellten Vortrag der Weg des Antrags durch die gerichtlichen Instanzen beschrieben. Viele Richtlinien, die über die Veränderung von den Einträgen in Geburtenregistern und Personalausweisen hinausgehen, beziehen sich auf die zuvor gesetzlich vorherrschende Geschlechterbinarität. Für die Handlungsperspektive der Verwaltungen bedeutet das, dass neue Auslegungen oder Veränderungen der bestehenden Richtlinien erarbeitet werden müssen. Als prägnantes Beispiel gelte, so Dr. jur. Louis Kasten, die Gasthausverordnung zur Anzahl der bereitgestellten Toiletten, die nach zwei Geschlechtern differenziere. Der Vortrag bot bereits tiefe Einblicke in die alltäglichen Schwierigkeiten, die Verwaltungen und Behörden im Umgang mit inter*, nicht-binären und/oder trans*Personen bemerken. Allein die geschlechtsneutrale Anrede im persönlichen oder brieflichen Kontakt ist problematisch.

Die Diskussion

Die Auswirkungen auf geschlechterspezifische Forschungen seien eher schwer zu ermitteln. Zusätzlich biete die momentane Gesetzeslage laut Gleichstellungsbüro keine Möglichkeit, sich mit der Gleichstellung aller Geschlechter auseinanderzusetzen, denn sowohl die finanziellen und personalen Kapazitäten als auch die Spielräume, wofür diese eingesetzt werden sollen, seien gegenwärtig auf die Arbeit an der Angleichung der Rechte von Frauen* an die der Männer* ausgerichtet. Welche Veränderungen hier notwendige oder auch realistische Zielsetzungen seien, wurde in der Diskussion ausführlich debattiert. Die dritte Kategorie weise auch auf andere individuelle Bedürfnisse hin. Diese können nur berücksichtigt werden, wenn die Allokation von Mitteln auch entsprechend ausgeführt würde. Daran anknüpfend fehle eine großflächige Sensibilisierung für das Thema. Sowohl in der Aufklärungsarbeit an Schulen, Universitäten, Jugendeinrichtungen sowie in der Ausbildung von Multiplikator*innen – also Erzieher*innen, Lehrer*innen, Ärzt*innen, Therapeut*innen, Beratungsstellen etc. –, die sich sowohl an Erwachsene, Jugendliche als auch Kinder richte, werde grundlegende Arbeit notwendig. Gegenwärtige Untersuchungsergebnisse unterstützen aus Sicht der Diskutierenden die Notwendigkeit der Veränderungen, da beispielsweise das Erleben der Menschen mit einem dritten Geschlecht zeige, dass alltägliches Nicht-Dazugehören und in der Folge Diskriminiert-Werden negative psychische Auswirkungen begünstige.

Fragen stellen!

Die offene Fragerunde nach der Podiumsdiskussion nutzte das Publikum, um die unterschiedlichen Perspektiven, Bedürfnisse und Anliegen an die jeweils anderen anwesenden Personengruppen zu adressieren. Es wurde auch Kritik an der bisherigen Haltung der Verwaltung unserer Universität geäußert, mit Verweis auf die durchaus schon bisher gesetzlich ermöglichten Spielräume. Aus der Sicht von Betroffenen habe die Universität Bielefeld diese Räume nicht genügend genutzt.

John-Nuri Habicht

Fakultät für Soziologie
Universität Bielefeld
john-nuri.habicht@uni-bielefeld.de

Frauen im basisdemokratischen Aufbruch in Nordsyrien (Rojava)

Heidmarie Winkel, Lena Reker & Dörthe Höft

Während die syrischen Konfliktparteien in Genf unter Federführung der Vereinten Nationen in indirekten Gesprächen¹ um eine Lösung des seit 2011 andauernden Kriegs ringen, hat sich in der westkurdischen Provinz Rojava in Nordsyrien eine Revolution vollzogen und ab 2014 administrativ-politisch gefestigt. Hauptprotagonistin ist die PYD, die syrisch-kurdische *Partei der Demokratischen Union*. Zusammen mit dem 2011 gegründeten *Kurdischen Nationalrat*² ist sie eine Institution der kurdischen Opposition in Syrien. Schon kurz nach Beginn der ersten Volksaufstände in Syrien (im März 2011) hatte die 2003 gegründete PYD die kurdisch-nationale Frage auf die politische Agenda gesetzt. Als das Assad-Regime Ende 2013 die Kontrolle über die nordsyrischen Gebiete verlor, stieg die PYD 2014 zügig zur zentralen kurdischen Akteurin auf und begann mit dem Aufbau von Selbstverwaltungsstrukturen. Ein Übergangsrat zur Bildung der Selbstverwaltung in Westkurdistan erklärte Afrin, Kobani und Cizire im Januar 2014 zu Kantonen und begann im Verlauf des Jahres mit dem Aufbau autonomer Verwaltungsstrukturen.³ Zeitgleich eroberten aber auch islamistische Gruppen wie die *Al-Nusra-Front* und der sogenannte IS (*daesh*⁴) 2014 nordsyrische Gebiete, unter anderem das am Euphrat gelegene Rakka⁵.

Die seit 2014 etablierten Strukturen zielen nicht primär auf eine Verwaltung des Notstands in dem vom Krieg erschütterten Nordsyrien, sondern vor allem auf eine kommunale Neustrukturierung mit dem Ziel politischer Eigenständigkeit. Ihr Kern ist eine lokale Ökonomie und eine bis heute tragfähige, kommunal organisierte Struktur politischer Verwaltung. Sie wird von Frauen und Männern ebenso wie von den verschiedenen ethnischen und religiösen Bevölkerungsgruppen⁶ der Region gemeinsam auf kooperativer Basis in Rätestrukturen verwaltet, z.B. in Stadtteilräten und in ländlichen Kooperativen.

Hiervon und von ihrem geschlechterpolitischen Beitrag zur basisdemokratischen Selbstverwaltung berichteten drei Vertreterinnen der Frauenbewegung aus Rojava auf eindrucksvolle Weise am 16. Oktober 2018 im Rahmen einer Podiumsdiskussion des *Forschungskolloquiums Trans-*

1 Es gibt keine direkte, bilaterale Kommunikation, sondern nur über Vertreter_innen der Vereinten Nationen vermittelte Gespräche. Das Assad-Regime verweigert bislang eine direkte Begegnung mit der Vertretung der Oppositionsparteien. Die erste Konferenz (Genf I) fand 2012 statt.

2 Seit 2013 ist der elf Parteien umfassende Kurdische Nationalrat Teil der Nationalkoalition syrischer Revolutions- und Oppositionskräfte. Die Nationalkoalition wird sowohl von Staaten des Golf-Kooperationsrates als auch von Frankreich, Großbritannien, den USA, Deutschland, Österreich und der Türkei als einzige legitime Vertretung des syrischen Volkes anerkannt.

3 Heute umfasst die demokratische Selbstverwaltung sechs Kantone, die in drei Regionen zusammengefasst sind (Cizir, Euprat und Afrin) und die Demokratische Föderation Nordsyrien bilden.

4 *Daesh* ist das Akronym des arabischen Namens für den sogenannten islamischen Staat, *Dawlat al-Islamiyah f'al-Iraq w Belaad al-Sham*. Das Akronym wird von Gegner_innen des IS bevorzugt verwendet.

5 Rakka diente *daesh* in Syrien bis 2017 als inoffizielle ‚Hauptstadt‘ und war ein Epizentrum des Feminizids.

6 Neben Kurd_innen sind dies vor allem Araber_innen, Jesid_innen und Assyrer_innen, aber auch z.B. Turkmen_innen.

kulturelle Geschlechterforschung an der Universität Bielefeld. Die Veranstaltung wurde in Zusammenarbeit mit der *Initiative für Frieden und Hoffnung in Kurdistan e.V.* (Bielefeld) durchgeführt, vertreten durch Vorstandsmitglied Emine Gözen. Zu Gast waren Khawla Alissa Alhammoud, die Sprecherin des Arabischen Frauenrats in Rakka, Nazîra Goreya, die Sprecherin der Union Assyrischer Frauen und Avin Sewaid, die Sprecherin der Konföderation der Frauenbewegungen in Rojava. Anlass des Deutschlandbesuchs war die vom internationalen Netzwerk *Women Waving the Future* am 6./7.10.2018 in Frankfurt am Main stattfindende Frauenkonferenz „Revolution in the Making“. Kurdische Frauenorganisationen sind in diesem weltweiten Netzwerk von Frauenbasisarbeit stark involviert und im Austausch mit Frauen aus Lateinamerika, Afghanistan, Indien und Pakistan oder auch der Black-Life-Matters-Bewegung aus den USA. Der thematische Fokus richtete sich auf das Verhältnis von Sexismus, Nationalismus und Fundamentalismus in der kapitalistischen Moderne unter Einbezug des weltweiten Zusammenhangs von Wirtschaftskrisen, Migration, Armut, Faschismus und Ausbeutung von Frauen.

Die drei Kurdinnen sprachen vor allem über die Durchsetzung demokratischer und geschlechtergerechter politischer Strukturen in Rojava. Die Grundidee besteht darin, eine Rätestruktur aufzubauen, die sowohl die städtische als auch die ländliche Bevölkerung gleichermaßen einbezieht. Das frauenpolitische Kernelement ist die egalitäre Besetzung aller Positionen in Verwaltung und Politik mit einem Mann und einer Frau, z.B. das Amt des_der Bürgermeister_in, und der Durchsetzung einer Geschlechterquote von 40 %. Dies ist in eine Bildungsoffensive für und von Frauen eingebettet. Sie hat einen Kern in der *Jineoloji*, der Frauenwissenschaft (*Jin*, kurdisch für Frau). Die kurdische Frauenbewegung hat die *Jineoloji* seit 2012 maßgeblich gefördert und sie zu einem offiziellen Bestandteil des Bildungssystems gemacht; *Jineoloji* wird daher in Schulen und in der Universität Rojava gelehrt. Diese neue Wissenschaft richtet sich gegen patriarchale Gesellschaftsstrukturen und männliche Hegemonie; wissenschaftliche Denkbäude, Geschichtsschreibung und Philosophien, die die Inferiorisierung von Frauen legitimieren, werden kritisch befragt und historisiert. Wissensproduktion richtet sich nun stattdessen auf die Förderung und Befreiung von Frauen, wie bei der Veranstaltung von den Gästen aus Nordsyrien betont wurde. In der politischen Praxis äußert sich dies als selbstbewusste Einforderung sozialer Teilhabe in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens, ob in Stadt- oder Dorfräten oder im Hohen Kurdischen Rat. Seit 2014 sind Frauen auch rechtlich gleichgestellt (inklusive Lohngleichheit); weitere Bereiche, die rechtlich geregelt sind, betreffen das Erbrecht, das Heiratsalter von 18 Jahren oder auch das Verbot von Polygamie und sexueller Gewalt.

Dass dies unter Kriegsbedingungen gelungen ist, verdankt sich der stark vernetzten und auf lokaler Ebene breit verankerten Frauenbewegung. Den Frauen gelingt es, über ethnische und religiöse Identitätslinien hinweg (hauptsächlich kurdisch-arabisch und sunnitisch-schiitisch), die im Irak beispielsweise hochgradig zu Spaltungen und gewaltvollen Konflikten führen, miteinander zu arbeiten und politisch zu agieren.⁷ Die aramäisch sprechende syrische Christin und die arabisch sprechende Muslimin ziehen aufgrund ihrer gemeinsam geteilten Erfahrung als Frauen in diesem gesellschaftlichen Kontext mit der kurdisch sprechenden Vorsitzenden der Frauenkonföderation an

⁷ Primär infolge der Eingriffe äußerer Akteure (westliche, aber auch regionale Akteure wie Iran und Saudi-Arabien), wie Henzî (2017) ihren in Irak erhobenen Daten entnimmt.

einem (frauenpolitischen) Strang. Sie sind durch ihre gesellschaftliche Positionierung als Frauen miteinander verbunden und engagieren sich mit- und füreinander in einem ausdrücklich als frauenpolitisch charakterisierten Kampf. Die Aushandlung von Geschlechterbeziehungen ist für diese Frauen selbstverständlicher Teil der politischen Neuordnung und notwendige Basis kurdischer Autonomie in Nordsyrien.

Erste Spuren gesellschaftlicher Auseinandersetzung mit dem Geschlechterverhältnis finden sich in Nordsyrien in den 1980er Jahren. Die erste Frauenorganisation wurde in den 1990er Jahren gegründet (*Verband freier Frauen*); mit der Gründung von *Yekîtiya Star (Frauenunion)* 2005, der ersten offiziellen Frauenbewegung, wurde ein Schritt in Richtung einer explizit frauenpolitischen Programmatik gemacht. Ein weitverzweigtes Netz von Frauenräten im ländlichen und im urbanen Raum wurde aufgebaut; es dient der frauenpolitischen Bildung, sichert(e) aber auch Kommunikationswege und die soziale Infrastruktur in Zeiten verstärkter Verfolgung von Kurd_innen unter Assad. Vor allem ist diese Frauenbewegung aber bereits in sich ein Exempel demokratischer Arbeits- und Verwaltungsstrukturen, auf das ab 2014 in Kommunen und Städten zurückgegriffen werden konnte. Die gleichgewichtige Einbeziehung von Araberinnen, Assyrerinnen und Jesidinnen, Christinnen und Musliminnen macht die Bewegung zu einer starken Quelle und Hauptakteurin der Demokratiebewegung, wie die Veranstaltungsgäste betonen, auch wenn die Erfahrung des Feminizids unter *daesh* exzeptionell ist, wie Khawla Alissa Alhammoud aus Rakka unterstreicht.⁸

Im Rahmen der Revolution und der bewaffneten Selbstverteidigung haben kurdische Frauen schließlich ebenso zur Befreiung von islamistischen und anderen Aggressoren beigetragen. Mit der Gründung des föderalen Dachverbands *Kongreya Star* 2015 (*Kongreya*, kurdisch für Kongress) haben Frauen in Nordsyrien ihre politische Position und den Anspruch, eine Bewegung aller Frauen zu sein, gleich welcher ethnischen oder religiösen Herkunft, weiter untermauert. In autonomen Komitees organisieren sie sich zu unterschiedlichsten Themen von Erziehung, Kultur und Kunst über Ökonomie, Ökologie und Recht bis hin zu Politik, Verwaltung, Medien und internationale Beziehungen. Referenzgröße ihres Engagements ist aber immer das aktive Eintreten für Frauenrechte, Demokratie und Autonomie. Mit ihrem Selbstverständnis stehen die Frauen aus Rojava damit für den Aufbau einer demokratischen Gesellschaft ohne Diskriminierung von Geschlecht, Klasse, Ethnie oder Religion.

⁸ Vgl. dazu das Dossier der Frauenbegegnungsstätte UTAMARA e.V. zur Situation von Frauen in Syrien, Irak und Kurdistan vom Oktober 2014 in: Blätter für deutsche und internationale Politik; <https://www.blaetter.de/archiv/jahrgaenge/dokumente/%C2%BBder-islamische-staat-veruebt-einen-feminizid%C2%AB?print>; 8.12.2018.

Literatur

Flach, Anja; Ayboga, Ercan; Knapp, Michael. 2016. Revolution in Rojava. Frauenbewegung und Kommunalismus zwischen Krieg und Embargo. Hamburg, VSA.

Henrizi, Annika. 2017. Geschlechterverhältnisse und Wandel. Perspektiven und Strategien irakischer Frauenorganisationen, in: Heidemarie Winkel; Viola Raheb; Ulrike Bechmann (Hrsg.), Geschlechterverhältnisse verhandeln. Arabische Frauen und die Transformation arabischer Gesellschaften. In: GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 9 (1), S. 64-81.

Prof.in Dr.in Heidemarie Winkel, Lena Reker & Dörthe Höft

Fakultät für Soziologie

Universität Bielefeld

heidemarie.winkel@uni-bielefeld.de

lena.reker@uni-bielefeld.de

doerthe.hoeft@googlemail.com

Rechtspopulismus und Geschlecht

Die ZiF-Arbeitsgemeinschaft Rechtspopulismus und Geschlecht unter der Leitung von Gabriele Dietze (Hanover, USA), Julia Roth (Bielefeld, Deutschland), Andrea Maihofer (Basel, Schweiz), Birgit Sauer (Wien, Österreich) und Tomke König (Bielefeld, Deutschland) fand vom 22. bis 24. November 2018 statt.

Der Workshop brachte erstmals Forschende zusammen, die sich mit unterschiedlichen europäischen Rechtspopulismen und ihrer Beziehung zu Geschlecht/Gender und den daraus entstehenden Paradoxien beschäftigen. Ein solches Paradox besteht darin, dass im Selbstverständnis und in der Programmatik populistischer Parteien traditionelle Geschlechterordnungen und die heteronormative Kleinfamilie eine große Rolle spielen, was derzeit durch eine Welle von so genannten Anti-Genderismus-Kampagnen verstärkt wird. Kontrastierend dazu ist eine Art von ›sexuellem Nationalismus oder Exzeptionalismus‹ auszumachen, der ein anti-muslimisches Ressentiment pflegt, das auf einer angenommenen sexuellen Rückständigkeit muslimischer Eingewanderter und Geflüchteter basiert und eine angeblich vollendete sexuelle Emanzipation der ‚einheimischen Bevölkerung‘ dagegen setzt.

Ein weiteres Paradox stellen die Gender-Gaps im Wahlverhalten dar, bei denen gesamteuropäisch etwa 10 % weniger Frauen als Männer rechtspopulistische Parteien wählen – bei gleichzeitig zunehmender Tendenz, weibliche Frontfrauen sichtbar zu machen. Auffällig an den aktuellen rechtspopulistischen Diskursen ist, wie stark sie über Gender-Themen polarisieren und Zustimmung gewinnen. Geschlechter- und Sexual-Politiken scheinen eine epistemologische Arena für die Sortierung und Hierarchisierung von Widersprüchen und eine Art ‚Metasprache‘ zur Verfügung zu stellen, mittels derer gesellschaftliche Debatten um Demographie, Ethnizität, Transferleistungen und Migrationsabwehr affektpolitisch in öffentliche Diskussionen katapultiert werden können.

Da in all diesen Fragen noch viele Forschungslücken auszumachen sind, die bisher lediglich einzelne Forscher_innen aus unterschiedlichen Feldern und Disziplinen zu schließen suchen, war es Ziel des Workshops, einige der prominentesten Stimmen zu sammeln, um Kommunikation in einem neu entstehenden und gesellschaftlich wie politisch hoch relevanten Forschungsfeld zu verstärken.

Die renommierte Politikwissenschaftlerin Birgit Sauer (Wien) beleuchtete in ihrer Keynote die Beziehung zwischen Right-Wing Populism (RWP) und Neoliberalismus und betonte das Potenzial der Kategorie Gender für die Analyse von RWP. Agnieszka Graff (Warschau) sprach über den erfolgreichen feministischen Widerstand gegen die Abtreibungspolitik der polnischen PiS. Mojka Panjik (Slowenien) untersuchte, wie ein bestehendes ‚Medien-Patriarchat‘ neue Allianzen mit RWP eingeht. Paula Diehl (Bielefeld) betonte die strukturellen Ähnlichkeiten von RWP-Logiken und den Aufmerksamkeitslogiken spätmoderner Massenmedien. Als wichtiger Bestandteil des Workshops traten Sozialwissenschaften in eine Konversation über Analysen zeitgenössischer Filme (Anja Michaelson, Berlin) und You-Tuber (Simon Strick, Berlin). Neben einer qualitativen Analyse der Ansichten der österreichischen FPÖ (Stefanie Maier, Wien) und einer quantitativen Erhebung des Wahlverhaltens homosexueller niederländischer Männer (Nils Spierings, Nijmegen) zeigte die empirische anthropologische Studie von Patrick Wielowiesky (Berlin), wie Homosexualität und RWP

seltensame Allianzen eingehen können. Ebenso interessant wie erklärungsbedürftig ist die Existenz weiblicher Führungsfiguren in RWP-Parteien, wie Birte Siim (Aalborg) für den skandinavischen und Jasmin Siri (München) für den deutschen Kontext darlegten.

Im Rahmen einer Podiumsdiskussion diskutierten Künstlerinnen, Expertinnen und Aktivistinnen (Shermin Langhoff/Gorki Theater, Berlin; Hengameh Yaghoobinafarah/Missy Magazin, Berlin; Katharina Pühl/Rosa-Luxemburg-Stiftung, Berlin; Nanna Heidenreich/Film-Kuratorin, Köln) mögliche kreative, mediale und diskursive Gegenstrategien zum rechtspopulistischen Trend. Die Ausstellung und Performance zu feministischem Widerstand in Nicaragua, die den Workshop begleitete, stellte ein Beispiel dafür dar.

Da die bisherige etablierte Populismusforschung die Geschlechterfrage und die daraus entwickelten sexualpolitischen Strategien weder systematisch gesetzt noch ihren Erkenntniswert als Meta-Allegorie für die unterschiedlichsten Bewegungen erkannt hat, konnte der Workshop einen Dialog eröffnen. Somit wurde ein erster Schritt geleistet, mit dem das Forschungsfeld für eine Neubewertung des Phänomens durch innovative Parameter, die in zukünftigen und angedachten Forschungsprojekten zu vertiefen sind, bereichert wird.

Quelle: <https://www.uni-bielefeld.de/ZIF/AG/2018/11-22-Dietze.html> (Zugriff: 03.07.2019)

„Laufend mit Bällen jonglieren – von denen die Hälfte brennt“. Berufsfelder und -perspektiven der Geschlechterforschung, Gender und Queer Studies

Sebastian Grieser

Employability, Gender-Kompetenz und Gender-Expertise: drei Schlagworte, die dieses Jahr im Zentrum des Mittelbauworkshops des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW standen, der am 14. Juni 2019 stattfand. Begriffe, mit denen die Veranstalter*innen auf die Institutionalisierung der Geschlechterforschung, Gender und Queer Studies im deutschsprachigen Raum verwiesen. Institutionalisierung heißt dabei einerseits, dass diese sich als eigenständiges Studienfach etabliert haben. Teils gegen Widerstände wurden Studiengänge und/oder Gender-Zertifikate eingerichtet, die sich durch den Anspruch auszeichnen, dominante Wissensbestände und Fachkulturen zu hinterfragen. Dass diese Erfolgsgeschichte nicht abgeschlossen ist, zeigt, dass wir in Bielefeld 2017 bereits das zehnte Jubiläum des Bielefelder Masters „Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung“ (vgl. Grieser, Banihaschemi 2017) feierten und in Köln im WiSe 17/18 ein weiteres Masterprogramm startete. Absolvent*innen der Gender und Queer Studies sind dabei „employable“, durch das Studium gelingt ihnen der Berufseinstieg in unterschiedlichsten Praxisfeldern. Mit ihren Kompetenzen belegen sie so „in der Praxis“ die Relevanz von machtkritischen und ungleichheitssensiblen Herangehensweisen auf dem Arbeitsmarkt. Andererseits bedeutet Institutionalisierung der Gender und Queer Studies aber auch, dass sie sich als Studienfach mit Kriterien wie Employability, Studierbarkeit und der Vergleichbarkeit der Studieninhalte konfrontiert sehen. Von Seiten der Fakultäten und der Hochschulleitung steigt der Druck auf die Studiengänge, die Studierenden erfolgreich an den Arbeitsmarkt zu vermitteln. Employability wird zum Vergleichskriterium im hochschulweiten Wettbewerb. Auch die Studierenden adressieren die Studiengangskoordinationen zunehmend mit Fragen zu beruflichen Perspektiven. Dass es dabei keine einfachen Antworten gibt auf die Frage „Was lässt sich machen mit einem Gender-Studies-Abschluss in der Tasche?“, mag vor dem Hintergrund der Heterogenität des Studienfaches als Binsenweisheit erscheinen. Für Absolvent*innen ist es dennoch eine zentrale Frage.¹

Der Workshop bot Gelegenheit, sich gemeinsam mit Studierenden und Mittelbauer*innen über genau diese Themen auszutauschen. Die knapp 30 Teilnehmer*innen repräsentierten dabei selbst die Breite der Gender und Queer Studies. Nicht alle waren Absolvent*innen der Gender und Queer Studies. Einige Teilnehmer*innen hatten monodisziplinär, mit Schwerpunkt auf Gender- und Queer-Themen studiert, andere ein Gender-Zertifikat erworben und einige ältere Teilnehmer*innen

1 Im Bielefelder Masterprogramm „Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung“ ist die Frage nach der Anwendung von Gender-Kompetenz über das Modul „Angewandte Geschlechterforschung“ in das Curriculum integriert. Praktika und eine dazugehörige Praktikumsbegleitveranstaltung helfen, Fragen zu beruflichen Perspektiven und zum Theorie-Praxis-Transfer zu klären. Darüber hinaus stehen den Studierenden verschiedene Beratungs- und Veranstaltungsangebote zur Verfügung, so beispielsweise eine Veranstaltungen, in denen Absolvent*innen der Gender Studies von ihren Karrierewegen berichten (vgl. Grieser 2017).

erinnerten gar an die Zeit vor der Etablierung des Studienfachs. Der Workshop startete mit einem Perspektivengespräch. Eingeladen waren vier Frauen, die von ihren spezifischen Karriere(irr)wegen berichteten und reflektierten, welchen Stellenwert Inhalte der Gender und Queer Studies in ihrer eigenen beruflichen und politischen Praxis haben.

Lisa Krall, Absolventin des Bielefelder MA Gender Studies, erzählte von ihrer Erfahrung, mit dem Fach einen Ort gefunden zu haben, in dem sie sich für ihre Studien- und Forschungsinteressen einmal nicht habe rechtfertigen müssen. Sie zeigte auf, welches empowerende Potential solche Studiengänge und ganz besonders die Fachschaften der Gender Studies spielen können. Ihre Erfahrungen in Bielefeld waren schließlich der Grund für ihre Entscheidung zu einer Promotion und zum Verbleib an der Universität als wissenschaftliche Mitarbeiterin. Neben diesen positiven Erfahrungen thematisierte sie allerdings auch die Schwierigkeiten, die eine disziplinäre Ver(un)Ortung in den Gender Studies gerade für den universitären Karriereweg mit sich bringen kann.

Silvia Werner, Regisseurin und Autorin, berichtete von ihren Erfahrungen im Berufsfeld Kultur. Sie zeigte auf, wie wichtig, aber auch marginalisiert, geschlechtersensible Perspektiven für das Berufsfeld immer noch sind. In ihren eigenen Projekten kooperiert sie deshalb eng mit dem Zentrum Gender Studies in Köln (GeStiK). Hinter der Idee solcher Theorie-Praxis-Transfers steckt auch ihre Hoffnung, Macht- und Ungleichheitsverhältnisse in der eigenen Branche besser verstehen und sichtbar machen zu können.

Alva Traebert, Doktorandin und Projektmitarbeiterin bei Rosa Strippe e.V. (Bochum), einem Beratungszentrum für LSBTI*, berichtete von ihrem gescheiterten Versuch, eine berufliche Perspektive in Schottland aufzubauen. Die durch den Brexit bedingte Rückkehr nach Deutschland ist ihr zwar mittlerweile geglückt, deutlich wurde aber, dass sich für Absolvent*innen mit Studien-/Berufserfahrung in internationalen Kontexten ganz spezifische Herausforderungen stellen. Anschaulich wurde an ihren Schilderungen vor allem, dass für Absolvent*innen der Gender Studies gerade das außeruniversitäre, politische Engagement zentral für eigene berufliche Perspektiven sein kann, denn diese Aspekte lassen sich oft nicht klar voneinander trennen.

Susanne Diehr, eine der ersten deutschen Gender-Studies-Absolvent*innen, berichtete, wie ihr Weg sie über mehrere Stationen an das Digitale Deutsche Frauenarchiv geführt hat. Auch sie betonte, dass sich (berufliche) Lebenswege nicht allein aus der Perspektive eines Studienabschlusses beschreiben lassen. Im Verlauf wird der einmal gemachte Studienabschluss weniger relevant. Vielmehr gewinnen Aspekte wie konkrete Arbeitserfahrungen an Bedeutung. Im Falle von Susanne Diehr brauchte es schließlich noch einen berufsbegleitenden Master of Business Administration, um beruflich anzukommen.

Die vier Frauen eröffneten mit ihren jeweils sehr eigenen Wegen interessante Perspektiven auf die Frage nach den Berufschancen von Absolvent*innen der Gender- und Queer Studies. Alle machten deutlich, dass in der inter- bzw. transdisziplinären Verortung sowohl Herausforderungen wie Chancen liegen. Neben den individuellen Besonderheiten kristallisierte sich dabei die Bedeutung von Netzwerken für die berufliche Entwicklung heraus. Nur so ließen sich die vielfältigen Herausforderungen eines Berufsstarts bewältigen. Oder wie es eine der Absolvent*innen im

Gespräch ausdrückte: Netzwerke helfen, zu lernen „mit Bällen zu jonglieren – von denen die Hälfte brennt“.

An das Perspektivengespräch schloss schließlich ein Worldcafé an. Hier kamen die Teilnehmer*innen gemeinsam ins Gespräch. Diskutiert wurden die Fragen:

- Welche Möglichkeiten haben Student*innen und Absolvent*innen, um ihre Positionen zu stärken?
- Welche Rolle spielen Hochschulstrukturen für Perspektiven inner- und außerhalb der Wissenschaft?
- Wo verorten sich die Gender und Queer Studies in aktuellen Fragen gesellschaftlicher Transformationen?
- Wie spielen in den Gender und Queer Studies Theorie, Praxis und politische Ansprüche (nicht) zusammen?

Besonders bereichernd zeigte sich hier der Austausch von Studierenden, Absolvent*innen und Menschen, die die institutionellen Strukturen der Gender Studies verkörperten.

Es fällt schwer, aus der Vielzahl von interessanten Impulsen des Worldcafés die zentralen Punkte herauszuarbeiten. Besonders interessant waren jedoch für mich drei Erkenntnisse:

1. Die Einsicht, dass Studierende (noch) mehr ermutigt werden müssen, sich auch außerhalb der Universität Beratung und Vernetzung zu suchen. So wertvoll hochschulinterne Mentoring- und Beratungsangebote sind, vermittelt werden hier spezifische Perspektiven. Perspektiven von Menschen, die sich, wenn auch temporär, für den Verbleib in der Institution Universität entschieden haben und meist wenig Einblicke in außeruniversitäre Berufsfelder haben.
2. Neben Praktika und Praxisprojekten, in denen Studierende „nach draußen“ gehen, um Erfahrungen zu sammeln, erscheint es auch vielversprechend, Praktiker*innen in die Universität zu holen. Team-Teaching mit Praktiker*innen oder Lehraufträge an Praktiker*innen bieten Studierenden neue Möglichkeiten des Transfers von Theorie und Praxis.
3. Es fehlt an belastbarem Wissen über den Verbleib der Absolvent*innen der Gender Studies. Welche Erfahrungen sie auf dem Arbeitsmarkt gemacht haben, in welchen Berufsfeldern sie gelandet sind und von welchen Inhalten ihres Studiums sie profitiert haben, muss erst noch systematisch evaluiert werden.

Für die Umsetzung langfristig erfolgreicher Maßnahmen, die über den Projektcharakter hinausgehen, braucht es vor allem Zeit. Dafür ist eine angemessene Finanzierung von Studiengängen und Zentren unabdingbar. Die beim Workshop anwesenden Studierenden, Absolvent*innen und Mittelbauer*innen haben hier nur begrenzte Handlungsspielräume. Neben dem Engagement von Professor*innen ist hier auch die Zusammenarbeit mit Hochschulleitungen gefragt.

Literatur

Grieser, Sebastian (2017): Den Abschluss in der Tasche und dann? Gender Studies in der Praxis. In: IZGOnZeit. Onlinezeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Geschlechterforschung (IZG), Nr. 6, S. 101-102.

Grieser, Sebastian/Banihaschemi, Susan (2017): Ein Jahrzehnt in Bewegung – Zehn Jahre Masterstudiengang „Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung“ an der Universität Bielefeld. In: Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW, Nr. 41, S. 104-110.

Sebastian Grieser

Studiengangskoordination MA Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung

Fakultät für Soziologie

Universität Bielefeld

sebastian.grieser@uni-bielefeld.de

Personalia

Gender-Gastprofessur in der Abteilung Sportwissenschaft



Dr. Karolin Heckemeyer

Die Gender-Gastprofessur der Universität Bielefeld wurde im Studienjahr 2010/2011 an der juristischen Fakultät der Universität Bielefeld eingeführt. Seitdem übernehmen verschiedene Fakultäten die Gastprofessur und stärken damit die Vermittlung und Verankerung von genderbezogenen Wissensbeständen in den einzelnen Disziplinen. Im Sommersemester 2019 setzte die Abteilung Sportwissenschaft die Gender-Gastprofessur mit Dr. Karolin Heckemeyer fort.

Karolin Heckemeyer forscht und lehrt als Dozentin an der Pädagogischen Hochschule der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW). Nach dem Lehramtsstudium der Fächer Sport und Französisch an der Universität Bielefeld war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin im Arbeitsbereich Sportsoziologie der Abteilung Sportwissenschaft der Universität Bielefeld und wechselte dann an das Institut für Soziologie der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Dort promovierte sie 2017 mit einer Arbeit zur (Re-)Produktion heteronormativer Ordnung im Sport. Die Dissertation erschien unter dem Titel „Leistungsklassen und Geschlechtertests – Die heteronormative Logik des Sports“ im transcript-Verlag.

Karolin Heckemeyer war DAAD-Stipendiatin und Research Fellow am Simone de Beauvoir Institute der Concordia University in Montreal, Kanada. Darüber hinaus war sie Mitgründerin der Arbeitsgruppe Gender am Zentrum für Anthropologie und Gender Studies der Universität Freiburg und zwischen 2010 und 2015 Mitglied der Forschungsgruppe GeschlechterGesellschaftsTheorie (GGT). Sie ist aktuell Mitherausgeberin der Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien (Verlag Barbara Budrich) und der 2017 neu gegründeten Zeitschrift für Fußball und Gesellschaft (Verlag Barbara Budrich) sowie Mitglied der Forschungsgruppe „Transnational Scholars for the Study of Sport and Gender“. Ferner engagiert sie sich im Kontext der Lehrinnovation Diversität der Pädagogischen Hochschule FHNW, deren Ziel die Etablierung und Weiterentwicklung diversitätsbewusster Lehre an der Hochschule ist.

In ihrer Forschung setzt sich Karolin Heckemeyer mit Fragen zu geschlechtlicher Vielfalt, Diversität und Intersektionalität im Sport auseinander. Dabei greift sie aktuelle Debatten zu Geschlechterverifikationsverfahren, zum „Mythos der Chancengleichheit“ sowie zu LGBTIQ-Themen im Sport auf. Ihr Post-Doc-Projekt mit dem Titel „Leistung im Sport – Intersektionale Analysen einer sozialen Ordnungskategorie“ zielt auf die Analyse sozialer Inklusions-, Exklusions- und Hierarchisierungsprozesse in unterschiedlichen Kontexten des Sports. Macht- und Ungleichheitsverhältnisse nimmt das Projekt aus einer theoretischen Perspektive in den Blick, die heteronormativitätstheoretische, intersektionale und praxistheoretische Forschungsansätze miteinander zu verknüpfen sucht.

Neuerscheinungen

Aufbruch und Begrenzung.

50 Jahre Universität Bielefeld als sich öffnender Raum



Ein Jubiläum ist eine wunderbare Gelegenheit, die Zeit Revue passieren zu lassen. Der Blick führt dabei gleichermaßen in die Vergangenheit wie in die Gegenwart. Schon 2017 hatten wir die Idee, in diesem Rahmen ein besonderes Projekt für Frauen zu planen. Wir befassten uns mit der Frage, wie wir ihre Leistungen der letzten fünfzig Jahre hier an der Universität Bielefeld würdigen und sichtbar machen könnten. Denn gerade die Bilder der Gründungsjahre zeigen überdeutlich die Dominanz von Männern. Aus heutiger Sicht verwundert das die meisten Menschen, weil die Universität Bielefeld inzwischen viele Erfolge im Gleichstellungsbereich vorzuweisen hat: Prämierungen im Professorinnenprogramm, bei den DFG-Gleichstellungsstandards, im Genderreport NRW sowie fortlaufende Zertifikate, wie den TEQ (Total E-Quality Award) und das „audit familiengerechte hochschule“.

Diese Erfolge spiegeln sich auch in den steigenden Frauenanteilen in allen Bereichen wider und zeichnen unsere reformfreudige Universität aus: eine Universität, die Lehre und Forschung gleichsetzt und den Anspruch der Interdisziplinarität in den unterschiedlichen Bereichen verfolgt, in der Mitbestimmung und Einbeziehung aller Statusgruppen bei Entscheidungen kein hohles Wort ist. Jutta Grau und Lydia Plöger haben zum Jubiläum die wissenschaftlichen Leistungen, die Kreativität und das Engagement von 50 Frauen exemplarisch in einer Festschrift gewürdigt. „Erste Frauen“ auf unterschiedlichen Positionen, Gremienvertreterinnen, Professorinnen, Repräsentantinnen von Einrichtungen, Impulsgeberinnen, Preisträgerinnen und ehemalige Studentinnen, die Karriere gemacht haben, haben in einem Beitrag ihre Erinnerungen geschildert, die in diesem Band dokumentiert werden.

Die gesammelten Geschichten von rund 50 Frauen können unter http://www.uni-bielefeld.de/gender/pdf/Festschrift_Aufbruch_und_Begrenzung.pdf eingesehen und als gedruckte Exemplare bei den beiden Initiatorinnen angefordert werden.

Herausgegeben von der Universität Bielefeld durch Jutta Grau und Lydia Plöger, Bielefeld 2019.

Quer durch alle Disziplinen: Handbuch zur Geschlechterforschung



Obwohl die Hälfte der Menschheit aus Frauen besteht, spielte das Geschlecht als Kategorie bis in die 1970er Jahre kaum eine Rolle in der Wissenschaft. Wie sich die interdisziplinäre Geschlechterforschung seither entwickelt hat, dokumentiert ein neues Handbuch. Redaktionell betreut wurde es vom Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW an der Universität Duisburg-Essen (UDE).

Auf 1.566 Seiten bietet es 155 kompakte Überblicksartikel, in denen die unterschiedliche Bedeutung von Geschlecht im jeweiligen Zusammenhang deutlich wird – seien es gesellschaftliche, wirtschaftliche, politische, oder auch kulturelle Bereiche. U.a. geht es um verborgene Armutrisiken, globale Ungleichheiten, geschlechterkritische Gewaltforschung oder feministische Öffentlichkeiten.

Das zweibändige Kompendium ist in sieben Schwerpunktbereiche aufgeteilt, die den Forschungsstand beleuchten sowie Schlaglichter auf internationale Debatten werfen. Je nach Fach wird mit spezifischem Datenmaterial und unterschiedlichen Analyseinstrumenten gearbeitet – in der Medizin anders als in der Rechts- oder Kulturwissenschaft. „Es brauchte einen langen Atem, um 176 Beteiligte verschiedenster Fachrichtungen für ein solches Projekt zu koordinieren“, erklärt Beate Kortendiek, eine der Herausgeberinnen neben den Professorinnen Dr. Birgit Riegraf (Paderborn) und Dr. Katja Sabisch (Bochum). Sie planen, das Handbuch online weiter fortzuschreiben, denn auch wenn das Buch nun gedruckt vorliegt, so wird es als Projekt keinesfalls abgeschlossen sein. Kortendiek: „Die Geschlechterforschung ist eben ein junges Wissenschaftsfeld.“

<https://link.springer.com/referencework/10.1007%2F978-3-658-12500-4>

Beate Kortendiek, Birgit Riegraf, Katja Sabisch (Hrsg.) (2019)
Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung
Wiesbaden, Springer VS
ISBN 978-3-658-12500-4